PREDIGTHILFE & MATERIALIEN FÜR DIE GEMEINDE

ISRAELSONNTAG 2014

Ganz Israel wird gerettet werden

Brief an die Gemeinde in Rom 11, 26

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Inhalt

2 **Kirchenpräsident Martin Heimbucher:** Geleitwort

3 **Dagmar Pruin:** Editorial

6 **Hadas Cohen:** Unmöglichkeiten einer Transzendenz oder warum ich mich schlecht fühlte, weil meine Großeltern nicht Auschwitz überleben mussten

11 **Helmut Ruppel:** Zuhören ist auch Gedenken. 410 Gedenkblätter für Marie Jalowicz Simon

13 **Ingrid Schmidt:** »Ich bin eben durchs Netz geschlüpft und freue mich dankbar des Lebens.« – Friedl Dicker-Brandeis – eine vergessene Künstlerin?

I Anstöße aus der biblischen Tradition

18 **Rabbiner David J. Fine:** Erwählt durch Gott (Exodus 19,5-6)

22 **Helmut Ruppel:** »Ganz Israel wird gerettet werden …« (Röm 11,25-32) Fiktives Gespräch mit Klaus Wengst auf der Grundlage seines Gangs durch den Römerbrief

26 **Rabbiner David J. Fine:** Der Glaube und die Akzeptanz des Anderen (Römer 11,25-32)

28 **Helmut Ruppel:** Zum Verlernen (1): »Alttestamentarisch«? – Alttestamentlich!

30 **Gisela Kittel:** Die Kirche im Chor der Glückssucher? Notwendige Notizen zur Jahreslosung

32 **Helmut Ruppel:** Liturgie für den Gottesdienst am Israelsonntag, 24. August 2014 – 10. Sonntag nach Trinitatis

II Anstöße aus der theologischen Tradition

40 **Eberhard Busch:** Das Erbarmen und das Gebot des Einen Gottes. Die Barmer Theologische Erklärung, 1934 – 2014, gelesen im Blick auf Römer 11,25-32

III Materialien für die Gemeinde

46 **Helmut Ruppel und Ingrid Schmidt:** Papst Franziskus, Die Freude des Evangeliums / Amos Oz und Fania Oz-Salzberger, Juden und Worte / Jürgen Ebach, Beredtes Schweigen / Hinrich C. C. Westphal, Heiter bis heilig / Christian Lehnert, Korinthische Brocken / Katja Petrowskaja, Vielleicht Esther / Anne C. Voorhoeve, Unterland / Jugendbücher zum Thema »Erster Weltkrieg«

IV ASF-Freiwillige berichten

52 **Carina Schweikart:** Es gibt immer mehr als eine Wahrheit

55 **Rebecca Hasenkamp:** Es steht acht zu neun

57 **Melina Stainton:** Er lässt mich in sein Leben

59 Kollektenbitte für Aktion Sühnezeichen Friedensdienste
60 Autor_innen, Bild- und Fotonachweise
61 Impressum

Diese und frühere Ausgaben der Predigthilfe finden Sie zusammen mit weiteren Materialien für Kirchgemeinden und Pfarrer_innen auch auf unserer Internetseite unter www.asf-ev.de. Über unser Infobüro können Sie auch weitere Printausgaben bestellen: infobuero@asf-ev.de bzw. (030) 283 95 – 184.

Geleitwort

Kirchenpräsident Martin Heimbucher

»Herr, ich weiß, wir sind das auserwählte Volk – aber könntest du nicht ab und zu mal ein anderes auserwählen?« Der bitter-ironische Seufzer des Milchmanns Tevje aus dem Brodway-Musical »Anatevka« ist an theologischer Abgründigkeit kaum zu überbieten.

Erwählung geschieht im Exodus. Der Ruf Gottes erreicht sein Volk nicht im gelobten Land, sondern in der Wüste (Exodus 19). »Auserwählt« sein ist für Israel in seiner politischen Geschichte kein Privileg, sondern eine Last – bis hin zur Gefährdung seiner Existenz.

Tevjes Seufzer aber bedeutet auch ein Abwinken gegenüber jener Selbst-Erwählung, mit der es die Juden immer wieder zu tun bekommen. Heimgesucht war sein Schtetl von einem jener ungezählten Pogrome, in denen sich der Wahn von der »Enterbung« des Volkes Gottes durch die Christen entlud. Tevje wird sich mit seiner Familie auf den Weg machen. Die sich aber an ihre Stelle setzen, werden schon sehen, was sie davon haben.

»Es kann nicht zwei auserwählte Völker geben. Wir Deutsche sind das Volk Gottes.« So ließ Hitler sich 1934 zitieren. Er trieb damit den Enterbungswahn nationalreligös auf die Spitze. Hitler, der Pseudo-Messias, war theologisch ahnungslos, nebbich! Politisch aber zeitigten seine Erwählungsphantasien schreckliche Folgen, zuerst für die Juden in ganz Europa, am Ende aber auch für Deutschland selbst.

Nach solchen Erfahrungen muss die evangelische Kirche wissen, was sie tut, wenn sie den Israelsonntag unter das Leitwort von Psalm 33,12 stellt: »Wohl dem Volk, dessen Gott der Herr ist, dem Volk, das er zum Erbe erwählt hat.« Sie akzeptiert damit die unverbrüchliche Solidarität, in die Gottes Erwählung Juden und Christen ein für allemal gestellt hat. Zugleich setzt sich die Kirche der Rückfrage aus, wie sie sich zu dem Anspruch einer in Jesus Christus nicht »aufgehobenen«, sondern radikalisierten Tora verhalten hat und verhält.

Wir werden auch nicht vergessen, dass der Israelsonntag in zeitlicher Nachbarschaft zum Tisch-a be-Aw steht, dem Gedenktag der zweimaligen Zerstörung des Tempels in Jerusalem. Zu dessen Liturgie gehört Psalm 122 mit seiner jahrtausendealten Bitte: »Wünscht Jerusalem Frieden! Alle, die dich lieben, sollen hier glücklich leben!« Dieser Wunsch hat bis heute nicht an Dringlichkeit verloren.

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

ich grüße Sie und Euch von Herzen und freue mich, dass wir auch in diesem Jahr vielen Gemeinden und Interessierten unsere diesjährige Predigthilfe zum Israelsonntag in die Hand geben können.

Im Focus des diesjährigen Bandes steht der vorgeschlagene Predigttext aus dem Römerbrief (Römer 11,25-32). Eberhard Busch bringt diesen Text in einen Dialog mit den grundlegenden ersten beiden Thesen der *Barmer Theologischen Erklärung*, die im Mai vor achtzig Jahren auf der *Synode der Bekennenden Kirche* in Wuppertal-Barmen verabschiedet wurde.

Die *Barmer Theologische Erklärung* ist eines der wichtigsten Dokumente, ja Bekenntnisse (diese Nomenklatur sei einer reformierten Theologin gestattet) des letzten Jahrhunderts. Doch sie ist nicht nur aktuell in ihrer Theologie, sondern auch darin, dass sie uns daran erinnern muss, dass diese theologisch so richtige Erklärung die Diktatur in Deutschland und die Ermordung von mehr als sechs Millionen jüdischen Menschen nicht verhindert hat. Die Erwählung Israels wird 1934 in diesem Dokument der *Bekennenden Kirche* nicht thematisiert. Hier sind weite Kreise in Theologie und Kirche heute weiter gegangen – und gleichzeitig ist an anderen Orten ein deutlicher Rückschritt spürbar.

Gleich zu Beginn dieses Bandes nimmt uns die junge Israelin Hadas Cohen in ihrem Essay auf ihre schwierige Reise als Nachgeborene nach Deutschland mit und lässt uns an ihrer Zerrissenheit angesichts dieser deutschen und jüdischen Vergangenheit teilhaben. Wie Rabbiner David Fine aus New Jersey, der uns sowohl den Predigttext aus dem Römerbrief, als auch die Verse Exodus 19,5-6 auslegt, ist sie Stipendiatin des Programms *Germany Close Up*. Jedes Jahr reisen mit diesem Programm 250 junge meist amerikanische Jüdinnen und Juden, junge Berufstätige, Studierende und Rabbinerinnen und Rabbiner aus allen Bereichen des jüdischen Lebens für ein bis zwei Wochen nach Deutschland. Seit Beginn dieses Jahres gehört *Germany Close Up* nun zu Aktion Sühnezeichen Friedensdienste und wir möchten Reflexionen aus diesem Programm auch in unsere Predigthilfe einbringen. Denn amerikanisch-jüdische Perspektiven sind im deutschen Diskurs sonst eher selten zu hören und bieten teils ungewöhnliche Perspektiven. So legt Rabbiner Fine dar, dass ein gewisses Maß an Stolz

wichtig für die Moral sei und sieht eine Analogie zwischen der paulinischen Theologie und dem deutsch-französischen Verhältnis.

Während wir diese Predigthilfe im April vorbereiten, wird die Situation in der Ukraine immer bedrückender. Niemand kann abschätzen, wie das Leben dort sein wird, wenn Sie diese Zeilen nun einige Zeit später lesen. Der Bericht unserer Freiweilligen Carina Schweikert lässt uns an der Situation der letzten Wochen im Februar teilhaben – und unsere Gedanken und Gebete sind bei den Menschen in der Ukraine, insbesondere auch bei unseren jüdischen Projektpartnern, deren Situation so undurchschaubar erscheint.

Ein herzlicher Dank gilt allen Autorinnen und Autoren, die für diese Predigthilfe ihre Texte geschrieben haben und ihre verschiedenen Stimme zu unserem Diskurs beitragen. Ein besonderer Dank gilt den Ehrenamtlichen, ohne deren stetiges Engagement kein einziger Band erschienen wäre. Ingrid Schmidt und Helmut Ruppel bilden nicht nur seit 2007 das Redaktionsteam, sondern gestalten den Inhalt der einzelnen Bände durch eine Vielzahl von Beiträgen maßgeblich mit. Auch Christian Staffa – nun auch ehrenamtlich bei Aktion Sühnezeichen Friedensdienste engagiert – danken wir für seine Mitarbeit und seine Verbundenheit.

Im Jahr der *Barmer Theologischen Erklärung* ist der ehemalige Geschäftsführer von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste Volker von Törne geboren und viel zu früh im Jahr 1980 gestorben. Wir haben an ihn mit einer Veranstaltung gemeinsam mit dem *Internationalen Auschwitz Komitee* und der *Internationalen Jugendbegegnungsstätte in Oświęcim/Auschwitz* gedacht und tun dieses insbesondere auch mit einer Reihe von Postkarten mit Auszügen aus seinen Gedichten, auf die wir sie in diesem Band hinweisen. Die Gedichte Volker von Törnes erinnern uns eindrücklich daran, dass Worte Macht besitzen und Kraft entfalten können. Sie ermahnen zur Wachsamkeit achtzig Jahre nach der *Barmer Theologischen Erklärung*. Sie ermahnen zur Achtsamkeit in einer Zeit, in der zwar das Erinnern an den Holocaust zu einer vermeintlichen Selbstverständlichkeit geworden ist – ob sich von Törne das hätte träumen lassen? – und gleichzeitig aber die Solidarität mit dem Jüdischen Volk oft nicht mehr als ein Lippenbekenntnis zu sein scheint. Aus christlicher Perspektive kann diese Solidarität jedoch nur fundamental und unverbrüchlich sein, wie es uns die Autorinnen und Autoren dieses Bandes aus verschiedenen Perspektiven nachdrücklich einschärfen.

Und daher grüße ich Sie und Euch auch im Namen meiner Kollegin Jutta Weduwen von Herzen mit einem Gedicht von Volker von Törne, das für mich ganz persönlich eine Mahnung geworden ist, mich nicht mit den scheinbar

zufriedenstellenden Zuständen abzufinden, sondern immer wieder neu zu buchstabieren, wie der biblische Auftrag an uns heute lautet – und welche Taten ihm folgen sollen.

Amtliche Mitteilung

Die Suppe ist eingebrockt:
Wir werden nicht hungern.
Wasser steht uns am Hals:
Wir werden nicht dürsten.
Sie spielen mit dem Feuer:
Wir werden nicht frieren.
Für uns ist gesorgt.

In Verbundenheit und mit Dank

Ihre und Eure
Dagmar Pruin

Unmöglichkeiten einer Transzendenz

oder warum ich mich schlecht fühlte, weil meine Großeltern nicht Auschwitz überleben mussten

Hadas Cohen

Um meine Eindrücke von Deutschland zu artikulieren, muss ich ganz am Anfang beginnen. Dieser Anfang liegt in Israel, wo ich geboren wurde.

In meiner Kindheit fühlte ich mich auf irgendeine Weise meinen FreundInnen nicht ebenbürtig. Die Hälfte meiner Familie mütterlicherseits wurde im Zweiten Weltkrieg getötet, aber niemand war im KZ Auschwitz oder einem anderen bekannten Lager gewesen, meine Großeltern trugen keine Nummern auf ihren Unterarmen. Sobald wir Kinder der Familie Fragen über die Vergangenheit stellten, kam eine unangenehme Stille auf, sodass wir irgendwann damit aufhörten.

In der Familie meiner Mutter redete niemand über diese Dinge. Ich erinnere mich jedoch an ein paar Erzählungen über neun der dreizehn Geschwister meines Großvaters, deren Schicksal unbekannt ist, oder etwa über den Mord an der jüngsten Schwester meiner Großmutter. Diese Geschichten, welche ich von meiner Mutter hörte – die auch nicht alle Details kennt – erscheinen mir fast wie lebhafte Träume, an die man sich nach dem Aufwachen nur schwer erinnern kann. Schaue ich zurück, so bin ich verblüfft darüber, wie wenig ich dieses Schweigen damals verstand.

In Israel begehen wir jedes Jahr im April den Jom-Ha-Schoa, den Holocaust-Gedenktag, der uns erinnert, was geschah. Ich erinnere mich, dass ich als Kind eines Tages wie gebannt vor dem Fernseher saß, angezogen und empört zugleich, und eine Schwarz-Weiß-Dokumentation über die Lager sah. Ich erinnere mich an Leichenberge, Anhäufungen menschlicher Haare und Schuhe, die den Opfern genommen wurden, bevor man sie in die Gaskammern schickte. Die Aufnahmen zeigten lange Reihen nackter abgemagerter Menschen, die auf den Tod warteten. Hinzu kamen Berichten von Überlebenden und Geschichten von den medizinischen Experimenten des Auschwitzarztes – Mengele. Die Abwesenheit von Geschichte in meiner eigenen Familie wurde kompensiert durch die im Fernsehen gezeigte nationale Geschichte. Diese Dokumentarfilme füllten die Lücken, die durch das Schweigen meiner Großeltern hinterlassen wurden, die, so verstehe ich nun, mit Worten nicht sagen konnten, was »dort« geschehen war.

Zur gleichen Zeit, wie in einem Paralleluniversum, welches mit dem nationalen Holocaust-Gedenktag oder dem Schweigen meiner Familie nichts zu tun hatte, machten meine Eltern im Sommer mit meiner Schwester und mir – ich muss um die zehn gewesen sein – eine Reise nach Deutschland. … Die Deutschen, die wir trafen, hatten nichts zu tun mit den SS-Soldaten, die ich im Fernsehen am Holocaust-Gedenktag gesehen hatte. Damals war mir noch nicht bewusst, dass ich auf unserer Autoreise 1982 wahrscheinlich ein paar Tätern begegnete, welche ihrem Urteil entflohen und wieder in die deutsche Gesellschaft aufgenommen worden waren, ohne jemals den Preis für ihre Taten gezahlt zu haben.

Nur ein paar Jahrzehnte später bin ich wieder in Deutschland, dieses Mal auf einer Reise mit »Germany Close Up«, welche ich mit Zögern antrat. Nach meiner israelischen Kindheit war ich nach New York City gezogen, wo ich derzeit in Politikwissenschaften promoviere. Meine Dissertation schreibe ich über den israelisch-palästinensischen Konflikt und darüber, wie die Erinnerung an den Holocaust in Beziehung zur Besetzung der Palästinenser steht. Ich habe gute deutsche Freunde in New York und bin sogar schon einmal auf der Hochzeit einer dieser Freunde in Berlin gewesen.

Ich zögerte, diese Reise zu machen, da mir die Existenz der »Holocaust-Industrie« bewusst war, und ich nicht an etwas teilnehmen wollte, das in meinen Augen das Gedenken des Holocaust ausnutzte für eine Agenda des politischen Renommees. Gleichzeitig wusste ich, dass Berlin großartig und Deutschland weitaus mehr ist als der Holocaust. … Ich entschied mich zu fahren.

Berlin

Die Reise beginnt in Hochstimmung. Berlin, eines der wichtigsten Kunstzentren der Welt, reizt und verführt uns am ersten Abend unserer Ankunft. Ziellos umherwandernd stolpern wir über eine Galerieeröffnung in den Hackeschen Höfen. »Bezahlbare Kunst«, das Thema der Ausstellung, ist für meine New Yorker Mentalität unfassbar. Bezahlbare was? Nur 200 Euro für eine wunderschöne Schwarzweiß-Fotografie, welche ich mir perfekt über meinem Schreibtisch vorstellen kann? Ich mag diese Stadt, denke ich, und ich muss mich zurückhalten, das Bild zu kaufen. Nach der Galerieeröffnung gehen wir zu einem angesagten vietnamesischen Restaurant, in dem wir umgeben sind von schönen Menschen. Die Stadt fühlt sich an wie ein stylischeres, kultivierteres und eindeutig sozialistischeres New York.

Berlin ist ein einziges großes Mahnmal. Unsere Gruppe besucht eine Synagoge, die während der Pogromnacht zerstört wurde und nun vor meinen

Augen zum Leben erwacht, ganz wie aus einem Geschichtsbuch. Das einem Friedhof ähnelnde Mahnmal im Stadtzentrum ist beeindruckend und schaurig zugleich. Später, im dunklen Turm des Jüdischen Museums, habe ich Angst zu ersticken in dem Moment, als sich die schweren Türen des Turms hinter uns schließen und wir für eine lange Minute eingeschlossen sind.

Rückblickend fällt mir auf: Je größer das Holocaust-Mahnmal, desto schneller und effizienter springen meine emotionalen Verteidigungsmechanismen an, um mich vor der entsetzlichen Vergangenheit zu schützen. Erstaunlich ist jedoch, dass gerade die kleinen Dinge, die überraschen und nicht voraussehbar sind, es schaffen, einen zu durchdringen und Spuren zu hinterlassen. Solche Dinge betreffen nicht die Art und Weise, wie Deutschland als Staat mit seiner Nazi-Vergangenheit umgeht, sondern die Alltagspraktiken von ganz normalen Deutschen. Ich finde zum Beispiel heraus, dass bestimmte deutsche Wörter nicht mehr im Gebrauch sind, da sie als Nazi-Begriffe verstanden werden. Ich sehe kleine Messing-Gedenksteine mit den Namen von Opfern des Nationalsozialismus, eingelassen in Berliner Fußgängerwegen vor den Wohnhäusern, von denen aus Jüdinnen und Juden in den Tod deportiert wurden. Mir wird erzählt, dass manchmal die Deutschen, die heute in diesen Wohnhäusern leben, die Gedenksteinlegung initiieren und bezahlen. Es kam auch vor, dass diese Projekte »von oben« gefördert werden, aber niemand von oben entscheidet, wie den Opfern gedacht werden soll oder wie man sich dabei zu fühlen hat. Nein, dies kommt alles »von unten« und es ist die Art, auf die Deutsche heutzutage der Geschichte gedenken möchten.

Wir treffen im Bundestag den Abgeordneten Hans-Ulrich Klose, der uns erzählt, wie sehr die Deutschen Obama lieben … Berlin existiert … wie der Rest Deutschlands unter dem beängstigenden Schatten einer komplizierten Vergangenheit. Auf einer unserer täglichen Gruppentouren laufen wir entlang der Berliner Mauer, wo uns eine ehemalige Ostberlinerin die Geschichte der Teilung des Landes nach dem Zweiten Weltkrieg erklärt. Sie zeigt uns die U-Bahn-Karte von damals, auf der die Stationen nur bis zur DDR-Grenze eingezeichnet sind und an der Mauer enden, die Ost und West teilte. Hinter dieser Grenze ist die Karte weiß, ganz wie in einer alptraumhaft verzerrten Wirklichkeit. Ich kann nur versuchen mir vorzustellen, wie es gewesen sein muss, unter einem Regime zu leben, das die Existenz von etwas leugnet, das es nicht toleriert, nicht einmal als bloße Möglichkeit.

Das Lager

Am nächsten Tag werden wir … nach Sachsenhausen gefahren, ein ehemaliges Konzentrationslager nahe der Stadt Oranienburg, eine Stunde von Berlin

entfernt. Ich sehe, dass ein paar Häuser im Ort die Mauern des Lagers überblicken. Aus diesen Fenstern konnte man sehen, so denke ich, was innerhalb des Lagers geschah. Ich realisiere, dass sogar Stadtbewohner, die entfernt vom Lager lebten, sehen mussten, wie gefesselte Häftlinge jeden Tag auf dem Weg zu ihren Zwangsarbeitsstätten durch die Stadt liefen. An diesem Punkt der Führung bin ich immer noch emotional gefasst und distanziert. »Dies ist nicht mir geschehen«, sage ich mir immer wieder, »und es passiert nicht jetzt«.
Wir setzen unsere Tour innerhalb des Lagers fort. Mein Körper friert und der Regenschirm beschützt mich nicht vor dem starken Regen. Alles, was ich möchte, ist, mich aufzuwärmen und zurückzugehen, jedoch führt uns der Gruppenleiter immer tiefer und tiefer in das Lager. ...Ich fange an, über die vierundzwanzig Stunden langen Zählappelle nachzudenken, die die Häftlinge im starken Regen, bei Sonnenschein oder im Schnee durchstehen mussten. Und ich sehe die Maschinengewehre auf den Wachtürmen, auf die Häftlinge gerichtet ...

Mich plagt, wie es sich angefühlt haben muss, hierher gebracht worden zu sein, in ein gesetzloses Stück Land, wo das Gegenteil von dem, was wir Menschlichkeit nennen, die Norm war. Ein Ort, an dem Häftlinge in einer ihnen fremden Sprache angeschrien wurden, ... wo Ungehorsam zur Erschießung führte. Analog zu meinem Erlebnis, als ich das erste Mal Leni Riefenstahls *Triumph des Willens* sah, habe ich das Gefühl, dass all das hier an mich gerichtet ist. Wäre ich hier gewesen, dann wäre ich es gewesen, die weggeschleppt worden wäre und ... Ich halte ein, das ist einfach zu viel, ich kann hier nicht mehr sein, ich muss von hier weg. Mein intellektueller »Verteidigungsschild« ist verschwunden und die Distanz zwischen dem Jetzt und dem Damals schmilzt. In meinem Kopf existiert die Grenze zwischen Alptraum und Realität nicht mehr.

Wir kehren schließlich zum warmen Reisebus zurück und dieser bringt uns nach Berlin. Die Reise geht weiter, doch ich bin verändert. Es ist ein Prozess, der immer noch anhält, den ich immer noch zu verstehen versuche. Was ich jedoch weiß, ist, dass ich dort eine schaurige Seite der menschlichen Natur sah, die wir nach meinem Wissen alle innehaben, eine Seite, die sehr selten zum Vorschein kommt. Das Schrecklichste an allem, das verstehe ich, ist, dass alle meine Abschlüsse und meine Bildung dort nichts wert waren. Nun verstehe ich, warum ich niemals auf diese Reise gehen wollte, warum ich trotz meiner vielen Reisen rund um die Welt nie in Osteuropa war, dem Land der meisten NS-Lager. Die unausweichliche Realität lautet: Ich bin jüdisch und wäre ich damals auf dem Stück Erde gelaufen, auf dem ich heute als freie Frau gehe, so wäre ich selbst in den alptraumhaften Dokumentarfilmen gewesen, die ich als Kind am Holocaust-Gedenktag sah.

Den Dämonen entgegentreten und noch immer keine Antworten
Als ich von meiner Reise zurückkehrte, stellte ich meiner Familie Fragen zu unserer Vergangenheit, zum ersten Mal mit der Intention, Antworten zu bekommen, auch auf die Frage, was mit den Geschwistern und Eltern meines Großvaters geschah, und warum meine Großmutter nach dem Krieg nicht mehr an Gott glaubte. Meine Mutter weiß es jedoch nicht oder will nicht über die Details sprechen, und meine Großeltern sind gestorben.

Es gibt keine Antworten, und auf gewisse Weise ist es nicht mehr wichtig, die Details zu kennen. Ich realisiere, dass ich mein ganzes Leben danach gestrebt habe, den Grenzen meiner nationalen Geschichte zu entfliehen, mich außerhalb meiner jüdischen Identität zu definieren. Doch hier, im Lager, hat dieser Versuch ein Ende gefunden. Ein Teil von mir, so verstehe ich jetzt, wird immer voller Furcht sein, dass ich selbst vor dem Maschinengewehr hätte stehen können und dass ich eine der Verwandten hätte sein können, die in Vergessenheit gerieten und deren Schicksal niemand kennt. So sehr ich mich mit der Vergangenheit meines Landes arrangiert habe, so ist es noch immer die Nation von Holocaust-Überlebenden mit ihrem eigenen unausweichlichen Erbe. Auf dieser Reise nach Deutschland habe ich die ersten Schritte unternommen, Frieden mit diesem Erbe zu schließen, welches, wie ich nun verstehe, ein Teil von dem ist, wer ich bin.

Meine Reflexionen in diesem Essay wurden inspiriert durch die Werke von Jean Améry, Hannah Arendt und Giorgio Agamben.

(Übersetzung von Arjan Dhupia)

Remembering the Past – Shaping the Future
Herausgegeben von Dagmar Pruin und Hermann Simon

Der Sammelband vereint achtzehn Essays junger amerikanischer Jüdinnen und Juden, die im Verlauf der letzten Jahre im Rahmen des Programms »Germany Close Up« Deutschland bereist haben. In ihren Texten reflektieren die Autor_innen ihre persönlichen Erfahrungen und wenden diese gleichzeitig an, um die Fragen nach Erinnerung und Identität zu beleuchten.

Zuhören ist auch Gedenken

410 Gedenkblätter für Marie Jalowicz Simon
Helmut Ruppel

Dies Buch vom Überleben einer jungen Frau in Berlin zwischen 1940 und 1945 ist nicht geschrieben worden, es ist durch Fragen, Zuhören und Aufschreiben zu einem Buch gewachsen. Es ist der seltene glückliche Fall eines mündlichen Buches, das kein Dauerzitat geworden ist. Mündlich, weil es in einem »Tonfall« spricht, der auf ungewöhnliche Weise unmittelbar ist, nicht mehr vermittelt werden muss. Dabei geht es so berlinisch furchtlos im Urteil vor, ohne schmückendes Beiwerk, wörtlich un-verblümt, so scharf, so boshaft, so gänzlich unbeeindruckt, ohne eine Silbe Selbstmitleid, voll antiromantisch, keine Sekunde tränenblind und nie gefühlsduselig mit »Schmus«, dass man sich zwischendurch zurücklehnen und über den Satz »Juden sind Menschen wie alle anderen, nur ein bisschen mehr« nachdenken muss. Was ist das »mehr«?

»Warum hat sich der Allmächtige die Mühe gemacht, die Menschen zu erschaffen?« fragt der Chassid und gibt die Antwort: »Damit sie Ihm Geschichten erzählen können.«

Ob sich dies »mehr« einer besonderen Vertiefung in Sprache, in Sprachen verdankt? Die jüdische Sprachbegabung hat es vermocht, aus der Not von Babel eine Ernte zu machen! Ob so mündlich wie in diesem Buch oder so poetisch, narrativ, visionär oder legislativ wie im *ersten Buch* – der Bibel, die aber auch nur eine reduzierende Form einer *mündlichen* Lebensform ist, immer ist es die Mündlichkeit – Agonie und Gebet, Lobpreis und Klage, Gebot und Auflehnung, Überlebenstrotz und verzweifelte Verwegenheit werden *gesprochen*.

Fania Oz-Salzberger hat mit ihrem Vater Amos Oz eben dies glänzend bestätigt, indem sie aus *Gesprächen* ein Buch komponiert haben – »Juden und Worte« (s. Materialien), das auf die Wirkung und Arbeit der 22 Buchstaben des hebräischen Alphabets in 5000 Jahren hören will. Gesänge, Geschichten, Verfluchungen und Witze, Wissenschaft und Vision – sie alle bestätigen die Verfügung einiger Rabbinen, das tägliche laute Lesen der Tora habe größere Bedeutung als die Liebe zu Gott, da sie diese Liebe mit einschließt. Ob hier irgendwo das »bisschen mehr« zu finden ist? Die Bitte Celans an den Schöpfer »Bete, Herr, wir sind nahe« ist die letzte Steigerung dieses »mehr«. Durch die Sprache wurde das Judentum der »kleine scharfkantige Stein in den Schuhen der Menschheit« (George Steiner).

Als die mörderische Gewalt der Nazis, ihr unzulässiger Blödsinn im Rassismus-Denken (Heidegger hatte keine kritische Kategorie dawider, peinigend!), ihre wölfischen wie gefühllosen Diktate die Lebenshorizonte für Juden in Deutschland verfinsterten, setzte sich Marie Jalowicz Simon in einer Mischung aus kreativer List, phantasievoller Lügerei, realitätstüchtiger Analyse und vor allem: unbeeinträchtigter Selbstachtung zur Wehr. Und das ist in diesem Buch – nicht zu lesen, sondern *zu hören*! Hinzu kommt ein berührend-warmherziges Nachwort ihres Sohnes Hermann Simon, der vor dem Tod der Mutter in Gesprächen diese auf 77 Tonbänder bewahrte und sie mit der Autorin Irene Stratenwerth zu diesem Band werden ließ; hinzu kommt eine Reihe schöner Bilder, ein relevanter Stadtplan und ein Personalregister. Außen entspricht innen, es ist eben ein klares, profilscharfes, ein sympathisches und kluges Buch, behände und humorvoll, angstbesetzt, traurig und wach. In welcher anderen religiösen Tradition könnten wir das Gebot finden: »Liebe den Schlaf nicht!« (Sprüche 20,13). Von dem amerikanischen Juden Jonathan Safran Foer kommt das Wort zu einem guten Buch: *pageturner*. Getroffen!

Marie Jalowicz Simon, Untergetaucht. Eine junge Frau überlebt in Berlin 1940 – 1945

S. Fischer Verlag Frankfurt/M. 2014, 416 S., 22,99 Euro (mit einem Stadtplan und vielen Bildern), Texterstellung: Hermann Simon und Irene Stratenwerth

»Ich bin eben durchs Netz geschlüpft und freue mich dankbar des Lebens«[1]

Friedl Dicker-Brandeis – eine vergessene Künstlerin?
Ingrid Schmidt

Friedl Dicker, geboren 1898 in Wien, war *»Schülerin bei Walter Gropius, Paul Klee und Johannes Itten am Weimarer Bauhaus, später Möbel- und Textildesignerin in Wien, Bühnenbildnerin und Kostümentwerferin für (...) Bertolt Brecht, Malerin und Zeichnerin«* – so gebündelt finden sich die biografischen Notizen auf dem Schutzumschlag des großformatigen Bildbandes »FRIEDL DICKER-BRANDEIS. Ein Leben für Kunst und Lehre«. Die russische Autorin dieser eindrücklichen Publikation, Elena Makarova, wirkte unter anderem als Kunsterzieherin in Moskau und Jerusalem. Sie erinnert mit Friedl Dicker-Brandeis an jene große Zahl von Künstler_innen, die, von den Nazis »vertrieben, zum Schweigen gebracht oder ermordet, aus dem Gedächtnis der Nachwelt verschwunden ist.«[2]

In der internationalen Wanderausstellung »Wien Berlin« (24.10.2013 – 27.1.2014) wurden zwei Gemälde von Friedl Dicker-Brandeis gezeigt: »Verhör I« und »Verhör II«, 1934, beide Werke befinden sich im Jüdischen Museum Prag. Die Bilder bezeugen den Horror psychischer und physischer NS-Gewalt. Im Unterschied zu diesen verstörenden Darstellungen könnte uns die »Ansicht von Theresienstadt« aus dem Jahre 1943/44 (siehe Titelbild unserer Predigthilfe)[3] von den realen Zuständen an diesem Schreckensort ablenken; ganz entschieden malte Friedl Dicker-Brandeis im Lager Theresienstadt Landschaften, Porträts, abstrakte Kompositionen, Blumen, Kostümentwürfe – Bilder von Sehnsucht und Hoffnung auf Heimkehr – bald!

Im Untertitel des Bildbandes »Friedl Dicker-Brandeis ...« (und einer gleichnamigen Ausstellung in Wien 1999) werden Stationen ihres Lebens – und Sterbens genannt:

Wien Weimar Prag Hronov Theresienstadt Auschwitz.

Wien 1898 – 1919:

Friederike (!) Dickers Mutter stirbt, als das Mädchen kaum vier Jahre alt ist. Sie wächst im Hause ihres Vaters Simon Dicker und der Stiefmutter auf. Stationen ihrer Jugend: Besuch einer Mädchenschule, Lehre als Fotografin, Besuch der K.u.K.-Kunstgewerbeschule/ Textilabteilung.

Weimar 1919 – 1923:

Friedl Dicker studiert an der Bauhaus-Schule, sie lebt in enger Gemeinschaft mit den Studierenden und Lehrenden dort, »das Leben – arm und lustig« – so die optimistische Überlebensstrategie. Ihr Lieblingsmaler: Paul Klee. In Weimar lernt sie ihren langjährigen Lebensgefährten Franz Singer kennen.

»Es ist schwerer, einen guten Stuhl zu bauen als einen Wolkenkratzer«, so eine Notiz des Bauhaus-Architekten Ludwig Mies van der Rohe (1886-1969) – Friedl Dicker entwirft in den dreißiger Jahren gemeinsam mit Franz Singer etliche Stuhlmodelle in klassischer Bauhaus-Tradition!

(Berlin) – Wien: 1923 – 1934:

Friedl Dicker und Franz Singer übernehmen in *Berlin* die künstlerische Leitung eines kleinen Theaters und eröffnen die »Werkstätten Bildender Kunst« für Spielzeug, Schmuck, Textil- und Buchbindearbeiten. Sie pendeln zwischen Berlin, Wien, Dresden, Köln und Leipzig, obwohl Singer inzwischen verheiratet ist und einen Sohn hat.

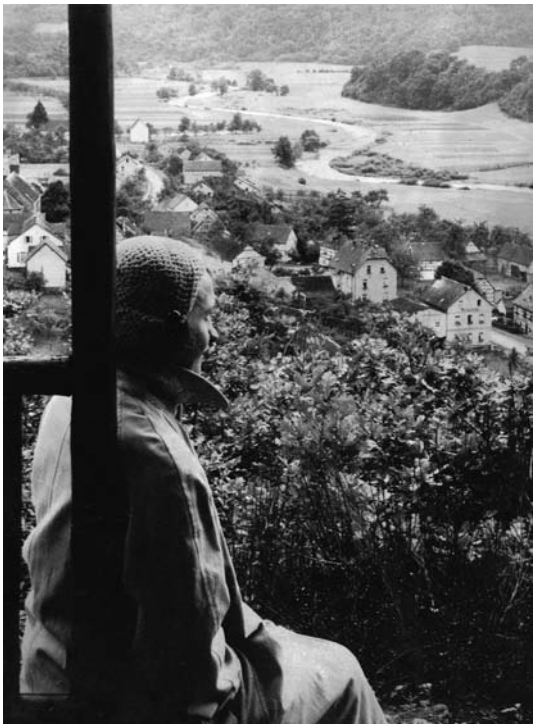
1925 erhalten sie in *Wien* den Auftrag, einen Montessori-Kindergarten einzurichten. Friedl Dicker erteilt Kindern Kunstunterricht. 1926 gründen sie gemeinsam ein exklusives Atelier in Wien.

1931 tritt Friedl Dicker der Kommunistischen Partei bei. 1934, nach einer mehrmonatigen Haft wegen kommunistischer Aktivitäten, emigriert sie nach Prag.

Prag und Hronov 1934 – 1942:

1936 heiratet Friedl Dicker ihren Cousin Pavel Brandeis, sie wird tschechische Staatsbürgerin, kennzeichnet nun ihre Bilder mit F. B, nicht mehr F. D. Sie arbeitet mit Emigrantenkindern, unterrichtet sie im Zeichnen, ermutigt sie für ihr Leben in der Fremde, malt in Prag wiederholt das Motiv »Blick aus dem Fenster«!

Im November 1938 überschreiten deutsche Truppen die tschechische Grenze. Franz Singer kann von Wien aus nach London emigrieren. Freunde wollen Friedl Dicker-Brandeis eine Einreisegenehmigung nach Palästina beschaffen, sie bleibt in *Hronov*, einem kleinen tschechischen Ort an der polnischen Grenze, gemeinsam mit ihrem Ehemann. 1940 gibt es eine Ausstellung ihrer Arbeiten in London – sie und ihr Mann in Hronov werden gezwungen, den gelben Stern zu tragen, den Diffamierungen und Quälereien der deutschen Besatzer sind sie recht- und schutzlos ausgeliefert.



Friedl Dicker-Brandeis in Hronov, Photographie, um 1940

Theresienstadt:

Am 17. Dezember 1942 erreicht ein Transport mit 650 Juden, unter ihnen Friedl Dicker-Brandeis und Pavel Brandeis, das Lager Theresienstadt, ihre Häftlingsnummern: 548 und 549. Sie erhalten eine gemeinsame Unterkunft. Friedl Dicker-Brandeis zeichnet viel, unterrichtet Kinder, hält Vorträge über ihre Arbeit.

Am 6. Oktober 1944 werden 1550 Menschen, zumeist Frauen und Kinder, aus Theresienstadt nach *Auschwitz* deportiert, unter ihnen die Künstlerin mit ihrem Mann. Er hatte auf der Liste gestanden, sie wollte ihn nicht allein gehen lassen.

Vor Abfahrt des Zuges verbarg Friedl Dicker-Brandeis die Kinderzeichnungen in einem Koffer, den sie dem Leiter des Kinderheimes im Lager anvertraute.
– Pavel Brandeis kehrte aus Auschwitz zurück. –

Aus den Erinnerungen Theresienstädter Kinder:

»...Einmal machten wir zum Beispiel Puppen, und Friedl hatte irgendwo Fasern aus Maiskolben für die Haare aufgetrieben. Die färbten wir, und dann hatten wir blondes und dunkles Haar. Die Augen machten wir aus kleinen Perlen. ...«
Marta Mikulová im Gespräch mit E. M.[4]

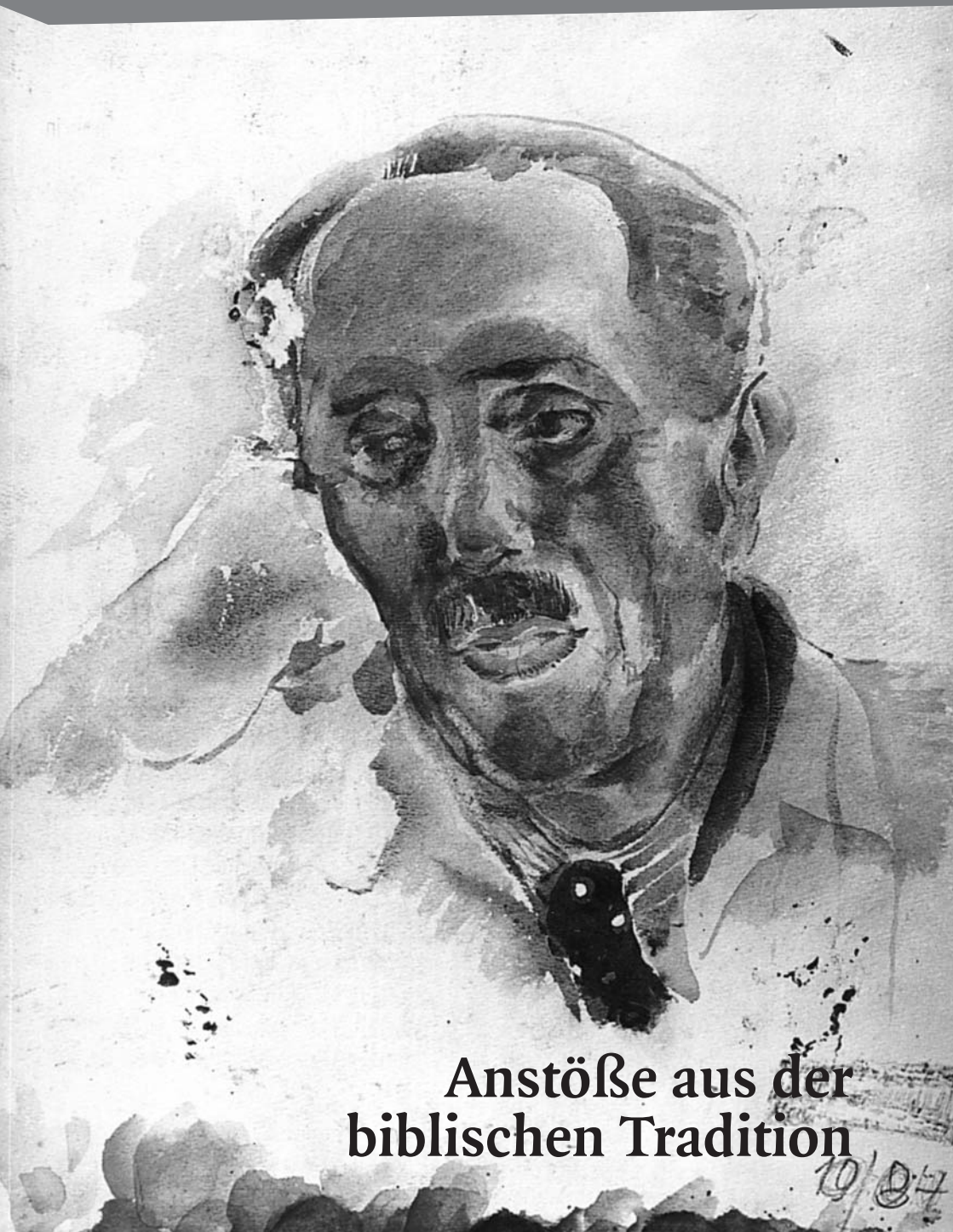
»Friedl lobte meine Zeichnungen, die Figuren und wie ich sie empfand. Eines Tages brachte sie mir Ton. Ton hatte ich noch nie modelliert. Friedl sagte: ›Mach draus, was du willst, hab keine Angst.‹ Ich formte zwei Menschen, die neben einem Toten saßen. In Theresienstadt habe ich so viele alte Menschen alleine sterben sehen, daher formte ich einen Verstorbenen mit seiner Familie.«
Esther Birnstein im Gespräch mit E. M.[5]

---

1 Friedl Dicker-Brandes an Hilde Kothny, 9. Dezember 1940, in: Elena Makarova, Friedl Dicker-Brandeis, Ein Leben für Kunst und Lehre, Verlag Christian Brandstätter Wien – München, 1. Auflage 2000, S. 131
2 a. a. O. Schutzumschlag
3 siehe auch: Aktion Sühnezeichen Friedensdienste. Predigthilfe & Materialien für die Gemeinde. Ökumenische Friedensdekade 2013, S. 40 – 47: Ingrid Schmidt: Bedrich Fritta, Graphiker. Ghetto Theresienstadt
4 Elena Makarova, Friedl Dicker-Brandeis ... a. a. O., S. 214
5 ebda., S. 216

↓ Friedl Dicker-Brandeis, Porträt eines Mannes, 1943/44

KAPITEL I



Anstöße aus der biblischen Tradition

Erwählt durch Gott (Exodus 19,5-6)

Rabbiner David J. Fine

Im neunzehnten Kapitel Exodus, als das Volk sich am Fuße des Berges Sinai versammelt in Vorbereitung darauf Gottes Wort zu erhalten, verkündet Gott Moses, sollte das Volk den Bund akzeptieren, so *»werdet ihr mir aus allen Völkern ein Sondergut. Denn mein ist all das Erdland, ihr aber, ihr sollt mir werden ein Königreich von Priestern, ein heiliger Stamm«*. Ohne Frage muss das Volk den Status des »ausgewählten Volks« durch Bundestreue verdienen. Die Juden wie auch die Christen glauben dies erfüllt zu haben: Die Juden durch ihre Bewahrung der Tora, die Christen durch ihren Glauben an den Gott des Evangeliums. Auserwähltsein – wem auch immer das »wahre Israel« zufällt – kann auch ein schweres Kreuz bedeuten. Wenn ich also auserwählt bin, heißt dies dann, dass mein Nachbar es nicht ist? Was sagt dies aus über die Fähigkeit meines Nachbarn im Bund (oder in Verbindung) mit Gott zu sein? Ist mein Glauben so schwach, dass ich mir vorstellen muss, ein Priester zu sein im Vergleich zu den Laien der restlichen Menschheit? Sind wir nicht alle Kinder Gottes?

Man muss nicht weit zurück schauen in der Geschichte, um zu sehen, was passiert, wenn ein Volk sich vorstellt einem anderen überlegen zu sein. Hier in Deutschland wird die Erde, auf der wir stehen, für immer Zeuge eines der dunkelsten Momente der Geschichte sein. Ein Volk, das sich gegen Andere wandte und gegen sich selbst, im falschen Glauben an die eigene Überlegenheit und daran, zur Herrschaft auserwählt zu sein. Diese Geschichte ist nur das schlimmste Beispiel einer Kulmination von Konflikten. Europas Geschichte ist gekennzeichnet durch Gewalt und Hass, getrieben von verschiedenen Eifersüchteleien, seien sie national, regional, religiös oder kulturell. Dennoch hat uns Europas Geschichte zur gleichen Zeit einen anderen Pfad gelehrt: die Einsicht, errungen zunächst aus Notwendigkeit und nun aus offenkundiger Vernunft, dass es weise sei unsere Differenzen zu akzeptieren, anstatt dafür zu kämpfen einen einzelnen umfassenden Glauben unter Ausschluss aller anderen zu etablieren. Keine Kreuzzüge mehr. Keine Pogrome mehr. Keine Aktionen mehr.

Wie können wir nun Exodus 19,5-6 lesen? Wie können wir das Auserwähltsein verstehen, wie können wir danach streben Gottes Auserwählte zu sein und gleichzeitig die Neigungen vermeiden, die uns zu bösen Zwecken führen.

Wir müssen damit beginnen anzuerkennen, dass es gefährliche und tragische Konsequenzen hat zu glauben, ein Volk sei von höherem Wert als ein anderes. Ein gewisses Maß an Stolz ist natürlich wichtig für die Moral, jedoch gibt es

einen schmalen Grat zwischen Nationalismus und Chauvinismus, den es zu kontrollieren gilt. Dennoch können wir anerkennen, dass der Leistungsfähigkeit einer Nation eine »gesunde Dosis« Glauben an das eigene Auserwähltsein zugute kommt, etwa um sich aufzurappeln nach einer Katastrophe und um eine bessere Zukunft zu gestalten. Aus einer jüdischen Perspektive – und ich schreibe als Jude – war es eine »gesunde Dosis« des Auserwähltseins, welche viel zum jüdischen Überleben während und nach dem Holocaust beitrug. Der Glaube an das Auserwähltsein trieb die zionistische Bewegung dazu das Land Israel als Zuflucht und Heimat des jüdischen Volkes aufzubauen. Jedoch hat der exzessive Glaube an das eigene Auserwähltsein auch eine Feindschaft zwischen Juden und Arabern im Heiligen Land entfacht. Es ist zu einem der vielen Stolpersteine auf dem Weg zu einer friedlichen Lösung des Konflikts geworden. Wenn Auserwähltsein einen dazu anspornt sich über Andere zu erheben, dann brechen die ethischen Mängel des Konzepts hervor.

Historisch betrachtet ist es selbstverständlich für eine Kultur, sich als Zentrum der Welt zu denken. Während die westliche Tradition Jerusalem als Zentrum oder »Nabel« der Welt sieht, bedeutet für die Chinesen der Name »China« das »Reich der Mitte«. Die Franzosen haben ihre »zivilisatorische Mission«, während die Amerikaner ihre »offenkundige Bestimmung« haben. Für den Geschichtsgelehrten ist es dann nur verständlich, dass der Koran die hebräischen Schriften »korrigiert« und Ishmael als begünstigten Sohn von Abraham »gedenkt«, so wie die Kirche sich selbst als das »wahre Israel« begreift. Akzeptiert man seinen eigenen heiligen Text sowohl als kulturell spezifisch wie auch als göttliches Erzeugnis, dann kann man diesen auch als heilig verehren und gleichzeitig lernen, die heiligen Texte der »Anderen« besser zu respektieren, die auf ähnliche kulturelle und historische Fundamente bauen.

Wenn die Juden anerkennen können, dass aus muslimischer Sicht es Ishmael war, der Abraham zum Berg Sinai brachte und nicht Isaak, und dass dieses heilige Andenken genauso »wahr« ist für Muslime wie die »Opferung Isaaks« für die Juden (und mit Blick auf Ishmael wiederum für die Muslime), dann sollte jeder besser den Anspruch des Anderen auf Bund, Land und Auserwähltsein verstehen. Doch bevor man eine geopolitische Bruchlinie verändern kann, muss sich erst die eigene innere Perspektive ändern. Was kann es bedeuten von Gott auserwählt zu sein?

Es ist für jede Kultur selbstverständlich und gesund, Stolz und Glauben in sich selbst zu fühlen, genauso wie es für jeden Einzelnen das Selbstbewusstsein und die Selbstliebe sind, was man »Auserwähltsein« nennen könnte. Obwohl in extremer Dosis gefährlich für Individuen und Nationen, ist ein gewisser Sinn für

Egoismus zum Überleben notwendig. Wenn der Ursprung des Auserwähltseins begriffen wird als etwas dem jeweiligen religiösen Verständnis von Gott oder Bund *Innerlichem* statt etwas *Äußerlichem*, dann kann der nationale Stolz auch bewahrt werden ohne den damit einhergehenden Zuspruch von Exklusivität. Da also der Akt der göttlichen Auswahl eines Volkes in jedem Volk begründet ist, mit den jeweiligen Schriften, Worten und Botschaften, so ist die Beziehung zwischen Volk und Gott nur exklusiv im Sinne des eigenen Verständnisses von Gott.

Die antiken Heiden verstanden das. Die Athener wussten, dass ihre Auswahl durch Athene nicht bedeutete, dass die Olympier nicht von Zeus auserwählt waren. Wenn die antiken Völker die Stadt eines anderen Gottes eroberten, verstanden viele dies als einen Sieg des einen Gottes über den anderen. Sicher haben die Babylonier in Nebukadnezars Armee 586 v. Chr. geglaubt – während sie den Tempel von Salomon brennen sahen – dass der Gott Jerusalems von Marduk besiegt worden war. Doch die Propheten des antiken Israel predigten – im Glauben, dass Gott der Gott der ganzen Welt ist – dass Gottes Wahl Israels ewig war, auch wenn das Volk im Exil litt. Auch wenn ich nicht dafür plädiere, zu den heidnischen Ideen verschiedener Götter und deren ewigen Konflikten zurückzukehren, so schlage ich doch vor, dass ein Auserwähltsein nicht exklusiv verstanden werden muss.

Monotheismus muss nicht zu Chauvinismus führen. Ein Elternteil kann mehr als ein Kind haben und jedes davon kann individuell geliebt und geschätzt werden von seinen Eltern, obwohl jeder Elternteil eine besondere Beziehung zu jedem Kind haben kann. Jedes Kind entwickelt seine eigene Beziehung zu dem Elternteil, basierend auf seinen eigenen Erfahrungen. Genauso kann ein Volk von Gott »auserwählt« sein und eine besondere Beziehung zu Gott haben, ohne dass dies bedeuten muss, dass Gott keine besonderen Beziehungen mit anderen Völkern haben darf. Diese Einstellung zum Auserwähltsein hat einige Ursprünge in der Bibel selbst, zum Beispiel in Gottes Sorge für Ninive, dem Sitz Assyriens, Israels Erzfeind im Buch Jona.

Die Wahl Israels in Exodus 19 wird wiederholt in Levitikus 19, von Gelehrten »Heiligkeitsgesetz« genannt, welches mit den Worten beginnt: »Ihr sollt heilig werden«. Im jüdischen liturgischen Kalender wird die Lesung von Levitikus 19 mit Amos 9 kontrastiert, beginnend mit: »Seid ihr mir nicht wie die Mohrensöhne, Söhne Jissraels? SEIN Erlauten ists, »habe ich nicht Jissrael aus dem Land Ägypten heraufgebracht, – und die Philister aus Kaftor, und die Aramäer aus Kir?«

Diese Stelle könnte auch als Kontrapunkt zu Exodus 19,5-6 dienen. Der Umstand, dass die antiken Rabbiner die Lesung von Amos 9 direkt nach

Levitikus 19 bestimmt hatten, führt zur vielsagenden Erkenntnis, dass Auserwähltsein beziehungsweise Erwählung nicht exklusiv zu verstehen ist. Wir haben eine besondere Beziehung mit Gott. Genauso wie jeder andere. Habe Freude an Gottes Liebe, doch denke nicht, dass Gott nicht auch andere liebt. Oder, in einer leicht verbesserten Lesart von Exodus 19,5-6: *»Denn mein ist all das Erdland, auch ihr sollt mir werden ein Königreich von Priestern, ein heiliger Stamm«.*

(Übersetzung von Arjan Dhupia)

»Ganz Israel wird gerettet werden…« (Röm, 11,25-32)

Fiktives Gespräch mit Klaus Wengst auf der Grundlage seines Gangs durch den Römerbrief[1]

Helmut Ruppel

25 Ich will euch nämlich, meine Schwestern und Brüder, über dieses Geheimnis in Kenntnis setzen – damit ihr nicht auf die eigene Erkenntnis baut –, dass Israel teilweise Verhärtung widerfahren ist, bis die Vollzahl der Völker herbeikommt.
26 Und ganz Israel wird so gerettet werden wie es geschrieben steht: »Kommen wird aus Zion der Retter, wird Freveltaten von Jakob abwenden.
27 Und das ist, von mir her, mein Bundessschluss mit ihnen, wenn ich ihre Sünden weggenommen habe.« (Jes 59,20f)
28 In Hinsicht auf das Evangelium sind sie zwar Feinde um euretwillen, in Hinsicht auf die Erwählung aber Geliebte um der Väter willen.
29 Denn unwiderruflich sind die Gnadengaben und die Berufung Gottes.
30 Wie ihr nämlich einst Gott ungehorsam wart, jetzt aber Erbarmen widerfahren habt durch deren Ungehorsam,
31 so sind auch diese jetzt ungehorsam geworden für das euch widerfahrene Erbarmen, dass auch sie jetzt Erbarmen widerfahren.
32 Gott hat nämlich alle in den Ungehorsam eingeschlossen, damit er sich aller erbarme.

Rp: Wir vergegenwärtigen uns den Aufbau!

We: Am Anfang steht die Verkündigung eines Geheimnisses. Dessen Inhalt ist aber im Grunde die Summe alles bisher Vorgetragenen, die jetzt gezogen wird. Sie lautet: Gottes Handeln an Israel steht in einem unmittelbaren Zusammenhang mit dem an den Völkern; die Rettung der Völker bedingt schließlich auch die Rettung Israels. Diese Summe wird dreimal parallel in Unterabschnitten gezogen: Erstens steht V 25b26a die These von der Rettung Israels, bezogen auf seine vorangehende Verhärtung und auf das Kommen der Völker. Für die Rettung Israels wird in V 26b die Schriftbegründung gegeben. Der zweite Unterabschnitt in V 28f enthält die dichtesten Formulierungen; sie werden unter den Gesichtspunkten von Evangelium und Erwählung gemacht. Der dritte Unterabschnitt in V 30-32 besteht ebenfalls aus durchstilisierten Sätzen, die von den Gesichtspunkten Ungehorsam der Menschen und Erbarmen Gottes bestimmt sind.

Rp: Paulus nennt dies alles ein »Geheimnis«, ein *mysterion* – was ist das Geheimnis?

We: Dieses Geheimnis ist nichts anderes als das folgerichtige Ergebnis seiner bisherigen Ausführungen. Warum »Geheimnis«? Ein Geheimnis erschließt sich nicht von selbst; ein Geheimnis muss offenbart werden. Das sachliche Recht, hier von einem Geheimnis, legt dar, dass für die Richtigkeit der gemachten Aussage nur Gott selbst einzustehen vermag; und sie kann von Menschen nur gewagt werden aufgrund bisher gemachter Erfahrungen mit Gott in seinem Volk und in seiner Gemeinde.

Rp: Diese »Geheimnisankündigung« hat offensichtlich einen konkreten Zweck!

We: »...damit ihr nicht auf eigene Erkenntnis baut« – wörtlich übersetzt lautet der Satz: »damit ihr nicht klug bei euch selbst seid«. Der Gegensatz wäre eine Klugheit gemeinsam mit anderen, die andere Gesichtspunkte einbringen. »Klugheit bei sich selbst« wäre eine Klugheit ohne Ökumenizität. »Paulus hält die Nichtjuden in ihrer Haltung gegenüber Israel für potentiell und tatsächlich eingebildet«, so Krister Stendahl. Er hat die nichtjüdischen Messiasgläubigen im Visier. Auch an dieser Stelle geht es ihm um die Bekämpfung ihres Hochmuts.

Rp: Vers 25 schließt mit dem Zusammenhang von der Rettung der Völkerwelt und der Verhärtung Israels. Ich kenne den traditionell gebrauchten Ausdruck »Verstockung«, Sie übersetzen »Verhärtung«!?

We: Ausgangspunkt ist für Paulus die Ignorierung des Gesalbten Jesus durch einen Großteil seiner Landsleute. Wird solches Verhalten »verstockt« bezeichnet, hat es den Klang von »böswillig ignorant«. Paulus bringt mit dem Begriff »porosis« jedoch Gott als eigentliches Subjekt ins Spiel, womit er deutlich macht, dass selbst dieses von ihm negativ eingeschätzte Geschehen ein positives Ziel hat.

Rp: Die »teilweise Verhärtung« Israels hat mit dem Kommen der Völker ihren Zweck erfüllt?

*We: ...und spielt keine Rolle mehr! Jetzt kann Paulus in V 26 »ganz Israel« in den Blick nehmen und macht als Gewissheitsaussage über es: »Und ganz Israel wird so gerettet werden«, wie es geschrieben steht. Dies »**ganz** Israel« ist ganz und gar allein Gottes Sache. Der Ton liegt in V 26a auf ganz Israel. Das ist es, was herausgestellt werden muss, soll der in V 25 ausgesprochene Zweck erreicht werden. Die Gewissheit der Rettung »ganz Israels« ergibt sich für Paulus nicht aus irgendwelchen Spekulationen, sondern wie er nach V 26b27 den Text Jes 59,20f, verbunden mit Jes 27,9, liest: »Kommen wird aus Zion der Retter, wird die Freveltaten von Jakob abwenden.« Und das ist, von mir her, mein Bundesschluss mit ihnen, wenn ich ihre Sünden weggenommen habe.*

Rp: Wer ist mit dem Retter gemeint? Jesus Christus?

We: Es ist nicht auszuschließen, dass Paulus das Zitat christologisch interpretiert hat. Aber dürften wir ihm in diesem Falle nachsprechen? Mir erscheint solches Nachsprechen als Ausdruck eines Triumphalismus, der wenigstens endzeitlich Recht behalten will. Warum sollte er, Paulus, ein anderes Subjekt meinen, als es sein Bibeltext voraussetzt? Jes 59,20 steht innerhalb einer ganzen Reihe von Stellen, die von Gott als »Retter« oder »Erlöser« Israels sprechen. Noch einmal: Er ist sich aufgrund seiner Bibel gewiss, dass Gott »ganz Israel« retten wird.

Rp: Nun charakterisiert er seine Landsleute: »Feinde um euretwillen / Geliebte um der Väter willen« – worauf liegt hier der Ton?

We: Was mit »zwar« eingeführt wird, ist gewiss auch zu sagen. Aber darauf liegt nicht das Gewicht; es wird nur eben eingeräumt. Das Gewicht liegt auf dem, was mit »aber« folgt. Wenn es um Israel, wenn es um die Juden geht, ist nicht das Evangelium der entscheidende Gesichtspunkt. Bei einem aktiven Verständnis von »Feinde« (echdroi) wäre festgestellt, dass unter dem Gesichtspunkt des Evangeliums Juden sich feindlich verhalten, indem sie seiner Verkündigung entgegentreten, sie auch zu verhindern suchen. Vor diesen Erfahrungen nennt er »in Hinsicht auf das Evangelium« seine Landsleute »Feinde«. Das sind jedoch schon lange nicht mehr unsere Erfahrungen. Feindschaft hat sich viele Jahrhunderte lang in ganz anderen Dimensionen in umgekehrter Richtung ereignet. Daher können wir diese Aussage des Paulus von den Juden als Feinden schlechterdings nicht nachsprechen.

Rp: Wie immer man hier entscheidet, es ist erstaunlich, dass er zu dieser »Feindesformulierung« zugleich ein »um euretwillen« hinzufügt. Und: Diese »zwar/aber«-Rede setzt doch Gewichte?

We: Paulus kann so reden, weil das Evangelium nicht der einzige Gesichtspunkt ist, ja nicht einmal der wichtigste. Es gibt noch einen anderen, dem offenbar mehr Gewicht zukommt: »In Hinsicht auf die Erwählung aber sind sie Geliebte um der Väter willen.« Diese Liebe ist das erste und letzte Wort Gottes. Dass sie von Gott geliebt sind, gilt unter einem Gesichtspunkt, der dem Gesichtspunkt übergeordnet ist, unter dem sie Feinde sind. Dieser ist Gottes Erwählung, seine freie, gnädige Setzung, mit der er Israel zu seinem Volk gemacht hat. Gottes Gnadenerweise und seine Berufung bleiben in Geltung, weil er nicht wankelmütig ist, sich nicht vom Verhalten derer abhängig macht, denen er sich zuwendet. Hier ist der Angelpunkt für die paulinischen Überlegungen. Die schließliche Rettung ganz Israels steht aufgrund der Schrift außer Frage.

Rp: Ihr »neutestamentlicher Kollege«, Peter von der Osten-Sacken, nennt Röm 9-11 »Traktat über die unverbrüchliche Treue Gottes«. Bestimmt nicht das Erbarmen Gottes den kompliziert-kunstvollen Schluss dieses Gedankengangs?

We: *Ungehorsam der Menschen und Erbarmen Gottes sind eigenartig miteinander verschränkt. Doch zeigt sich eine klare Tendenz auf das Übergewicht des göttlichen Erbarmens. Erbarmen über alle – das ist das Ziel der Wege Gottes mit seinem Volk Israel.*

Anmerkungen

1 In diesem fiktiven Interview sind alle ausgewählten Äußerungen von Klaus Wengst seiner Auslegung Röm 11, 25-32 in »›Freut euch, ihr Völker, mit Gottes Volk‹, Israel und die Völker als Thema des Paulus – ein Gang durch den Römerbrief«, Stuttgart 2008, 368-379, entnommen. So wurde aus dem dichten exegetischen Gedankengang von Wengst ein Gespräch. Zu diesem Verfahren vergleichen Sie das fiktive Gespräch mit Klaus Wengst zu Matthäus 5,9 in unserer Predigthilfe zur Ökumenischen Friedensdekade 2011, S. 46 ff. Alle Äußerungen Wengsts wurden ausgewählt, nicht aber verändert.

Wir weisen noch auf folgende Arbeiten hin:

Friedrich-Wilhelm Marquardt, »Feinde um unsertwillen« –Das jüdische Nein und die christliche Theologie, in: ders., Auf einem Weg ins Lehrhaus, Leben und Denken mit Israel, hrsg. v. Martin Stöhr, Frankfurt 2009, 227-252

Peter von der Osten-Sacken, Unwandelbare Treue, Römer 11,25-32, in unserer Predigthilfe zum Israelsonntag 2008, S. 8 – 10

Der Glaube und die Akzeptanz des Anderen (Römer 11,25-32)

Rabbiner David J. Fine

Das »Mysterium« des Römerbriefs (11,25-32) ist Teil von Paulus' Bemühungen, der Gemeinde in Rom die Lehre der Ökumene und Toleranz zu vermitteln. Der Römerbrief zeigt uns einen gereiften Paulus, der in Frieden mit seinem jüdischen Erbe ist und mit der Rolle, die das Judentum für den christlichen Glauben auch weiterhin spielt. Anstatt das Evangelium zu predigen, ermahnt Paulus hier diejenigen, die die Botschaft bereits gehört haben, dass *»ihr euch selbst nicht für klug haltet«*.

Paulus scheint uns zwei Schritte des Glaubens zu lehren: Erstens, Gottes Wort zu hören. Zweitens, das Hören auf Gottes Wort nicht zum Anlass zu nehmen, sich Anderen überlegen zu fühlen. Damit spricht Paulus ein fundamentales Problem religiöser Weltsicht an. Der eigene Glaube kann leichtfertig benutzt werden, um den Glauben Anderer zu leugnen. Für das Christentum stellt das Judentum das absolut *»Andere«* dar, da es auf dem Judentum basiert und gleichzeitig die jüdische Bestimmung ablehnt, um dem Glauben an Christus beziehungsweise an das Evangelium anzuhängen. Aus christlicher Perspektive liegt die Ursache der gemeinsamen Spannungen jedoch nicht darin, dass die Christen die jüdische Bestimmung zurückweisen, sondern dass die Juden das Christentum beziehungsweise Evangelium ablehnen. Paulus antizipiert diese nachvollziehbare Haltung des Christentums und warnt die Christen gleichzeitig davor, nicht zu stolz gegenüber den Juden zu sein – trotz ihres Wissens um die Wahrheit. Paulus' Mysterium sieht vor, dass Israel seine Erlösung erlangt, indem es – selbst das Evangelium ablehnend – Nichtjuden dazu führt das Evangelium anzunehmen. Paulus verbindet verschiedene Verse aus Jesaja (2,3;59,20-21) auf kreative Weise, um im Sinne der biblischen Prophezeiung zu behaupten, dass der Erlöser (sprich Christus) aus Zion kommen solle und, dass er (letztlich) seine Gottlosigkeit (Unglaube/Zurückweisung) vertreiben werde. Dies seien die Bedingungen des Bundes (zwischen Gott und den Juden), um ihnen ihre Sünden zu nehmen und sie schließlich mit den Nichtjuden in Christus zu vereinigen. Paulus erklärt, dass im Sinne des Evangeliums die Juden von Gott entfremdet seien. Diese Entfremdung stelle jedoch nicht ihre Verbindung zu Gott in Frage, die sie durch die Kraft ihres Bundes zwischen Gott und ihren Vätern haben. Die gleiche Logik wendet Paulus auf die römischen Nichtjuden an: Zuerst waren sie in ihrer heidnischen Vergangenheit unwillig dem wahren Gott zu folgen und die Juden waren jene, die

Gottes Wort hörten. Nun aber sind die Zustände umgekehrt. Alle durchleben Sünde und alle erfahren Gottes Gnade.

Die verschiedenen Herausforderungen der christlich-jüdischen Beziehungen werden hier manifest. Denn Paulus formuliert den christlichen Supersessionismus neu – und dies in einer Passage, in der ausdrücklich Toleranz gegenüber Juden gelehrt wird. Wir müssen uns erinnern, so Paulus, dass auch wir einmal von Gott entfremdet waren und die Juden Gottes Gunst hatten, und nun haben wir diese Gunst und sie sind entfremdet. Wenngleich die Umkehrung theologischen Schicksals eine wichtige Botschaft ist, um die Relatitvität von Gewissheit darzustellen, so ist in diesem Beispiel die Entwicklung von der Vergangenheit zur Gegenwart auch eine Entwicklung vom Judentum zum Christentum.

Religionen und Kulturen haben häufig die Eigenschaft, sich dem Anderen überlegen zu fühlen. In unserem Fall kommt erschwerend hinzu, dass das Christentum hier das Judentum zum *»Anderen«* erklärt. Paulus' Kritik zufolge ist es eine Herausforderung für Christen und Juden zu klären, wie man selbst standhaft in seinem eigenen Glauben bleibt und gleichzeitig den Anderen akzeptiert, und zwar als befreundeten Gläubigen. Paulus verlangt von uns, unsere Einzigartigkeit zu schätzen und gleichzeitig unsere gegenseitigen Unterschiede zu akzeptieren. Das Verhältnis zwischen Deutschen und Franzosen kann hier als Analogie dienen. Beide sind verschieden. Jeder von beiden glaubt besser zu sein als der Andere, und doch verstehen beide, dass der Andere auch so denkt. Letztlich sind beide Europäer, also Mitglieder einer großen Union.

Wenn die deutsch-französische Geschichte eine komplizierte ist, dann kann man dies umso mehr von der christlich-jüdischen Geschichte behaupten. Supersessionistische Tendenzen müssen auf beiden Seiten überwunden werden, um eine wirkliche gegenseitige Akzeptanz zu erreichen. Dann können wir Paulus vielleicht in unserem Sinne wie folgt übersetzen: *Damit ihr nicht glaubt weiser zu sein als ihr wirklich seid, Brüder und Schwestern, möchte ich, dass ihr folgendes Mysterium versteht. Unser Evangelium lehrt uns, dass wir geliebt und sie entfremdet sind, doch hinsichtlich ihres Bundes mit Gott sind wir die Entfremdeten und sie die Geliebten. Denn Gott hat alle, die unfolgsam sind, gefangen und alle, die folgsam sind, geliebt, so dass er zu allen barmherzig sein kann.*

(Übersetzung von Arjan Dhupia)

Zum Verlernen (1)

»Alttestamentarisch«? – Alttestamentlich!

Helmut Ruppel

»Schon oft habe ich wiederholt, dass das Gegenteil von Liebe nicht Hass ist, sondern Gleichgültigkeit.« – Dies einzuschärfen wird Elie Wiesel nicht müde[1]. Gleichgültigkeit, die Diktatur der Gefühllosigkeit. Gleichgültigkeit, Sieg der Apathie über Leidenschaft und Liebe. Gleichgültigkeit ist – mit Elie Wiesel – die größte Gefahr für eine Gesellschaft.

Eben wurde die fünfte Mitgliederstudie der evangelischen Kirche zu Selbstbild und Zugehörigkeit veröffentlicht, in der sich schockierende Signale zeigen. »Eine Herde der Gleichgültigen«, analysiert ein Kommentar[2]: »Es wächst die Zahl der Gleichgültigen, denen es egal ist, ob sie Kirchenmitglied bleiben oder nicht.«

Ist das auch an der Sprache zu erkennen, dem auffälligsten Indikator für den Zustand einer Gesellschaft? Wir wählen ein Wort, zu dem Kirche, Politik, Gesellschaft samt allen Medien greifen, wenn das Widrige, das zu Verurteilende, das zu Verabscheuende benannt und getroffen werden soll: »Alttestamentarisch!«

Wer in das *Wortschatz-Modul der Universität Leipzig* »alttestamentarisch« eingibt, findet das Wort graphisch in einem dichten Geflecht mit »Auge um Auge, Zahn um Zahn«, »Strafe«, »Rache«, »Brandmarkung«, »Affront« und – Gebot (!) – Begriffe, die in nächster Nähe zum »alttestamentlichen Rache- und Zornesgott« stehen. Es geht nicht um irrtümliche, irgendwie »versehentlich falsche Sprachverwendung«[3]; wer nämlich »alttestamentlich« aufruft, findet „Gebot«, »Gottesbild«, »Bibel«, »Religion« und »Gott«. »Das hat wenig mit Zufall oder Dummheit und viel mit Vorurteil und Antijudaismus zu tun«[4]. Die Wortschatz-Belege stellen unzählige kuriose, unsägliche, hasserfüllte und bizarre Zitate zusammen, unter denen bemerkenswert ist, dass neben den Journalisten vor allem Kunsthistoriker, Literaturwissenschaftler und Germanisten in ihrer Verwendung des Wortes auffallen, häufig auch Sozialdemokraten[5]. Es gibt jedoch »Gegenstimmen«:

»Wenn israelische Politiker und Militärs auf terroristische Bomben und Selbstmordattentäter mit Gegenschlägen reagieren, heißt es bei uns in vielen Kommentaren, das entspreche dem typisch ›alttestamentarischen Racheprinzip‹ nach der Formel ›Auge um Auge‹ (‹alttestamentarisch‹ statt ‹alttestamentlich‹ ist übrigens Nazisprache).«[6]

Letzteres ist nicht ganz korrekt, denn Andreas Mertin kann nachweisen, dass die ersten Fundstellen bei von Brentano (1811), Hauff (1826), Reuter (1856) und Strindberg (1897) liegen, also Frühromantik bis Spätromantik. Höchst

interessant ist, dass zum Beispiel Jean Paul, Jacob Burckhardt, das Grimm'sche Wörterbuch und andere korrekt das Wort »alttestamentlich« verwenden… Der Gebrauch von »alttestamentarisch« bei Hitler und Goebbels ist zum Schaudern, wir geben ihnen nicht die Ehre mit einem Zitat[7].

Wie sich das Wort »alttestamentarisch« zu einem Schlüsselwort des alltäglichen Antijudaismus entwickelt hat, zeigt der Leserbrief[8] eines »Christen« an die Online-Ausgabe des Focus: »Eigentlich sollte seit Jesus für jeden Christen das Doppelgebot der Liebe der Maßstab des Handelns sein. Wer das negiert und die Rachegelüste goutiert, schließt sich selber von der aufgeklärten westlichen Gesellschaft aus, die eben auf diesen christlichen Werten basiert. ›Auge um Auge‹ ist alttestamentarisches Gehabe und hat in der heutigen Zeit, egal ob im Iran oder in den USA, nichts mehr verloren.«

»…schließt sich selbst aus…«, »…hat …nichts mehr verloren«, … »wer das negiert…« – ein Ressentiment wandelt sich zur Aggressivität, wer soll außerhalb des Christentums da noch bestehen? Und dies ist Alltag! Ein Wissenschaftler klagte neulich, man bräuchte zwei Assistenten für den täglich anfallenden Bedarf an Protestschreiben gegen die manifeste judenfeindliche Terminologie wie »alttestamentlich« in *allen* Medien. Andreas Mertin schließt seinen Aufsatz mit den Worten: »…protestieren Sie, verlangen Sie die Änderung der Wortwahl!« Er hat Recht, denn es ist zu befürchten, dass auch hier die Gleichgültigkeit schon eingezogen ist. Bei aller Antisemitismuskritik in Kirche und Theologie bleiben alte Vorurteile und man wird den Verdacht nicht los, »alttestamentarisch« gehöre weiterhin dazu. Es wäre ein bedrückendes Signal, wenn die Selbstauslegung des Christentums auf solche Stereotype nicht verzichten und der Gleichgültigkeit nicht wehren könnte. Das Wort »alttestamentarisch« hat wegen seines eindeutig negativen Klangs keinen Ort im christlichen, ja, in keinem Sprachgebrauch[9].

Anmerkungen

1 E. Wiesel, Die Anatomie des Hasses, in: ders., Den Frieden feiern, Herder spektrum 4019, 1991, 82-84, 83
2 M. Dobrinski, Die Herde der Gleichgültigen in: Süddeutsche Zeitung, 7. März 2014, Seite 4
3 A. Mertin, ‚-arisch oder: Sprache als Indiz, in: www.theomag.de/33/am145. htm, 2
4 ebd.
5 A.a.O., 3
6 www.zdk.de/salzkoerner/salzkorn.phg?id=112
7 A. Mertin, a.a.O., 3
8 www.focus.de./panorama/welt/alttestamentarischen-denken-iran-kommentar_3521781.html
9 A. Lohrbächer, H.Ruppel, I.Schmidt, Was Christen vom Judentum lernen können, Stuttgart 2006, 100f.

Die Kirche im Chor der Glückssucher?

Notwendige Notizen zur Jahreslosung

Gisela Kittel

Glück erweist sich als ersehnter Geschmacksverstärker in vielen Auslegungen, Meditationen, Besinnungen und Kurzkommentaren zur Jahreslosung 2014 »Gott nahe zu sein ist mein Glück«. Fast synchron mit der Themenwoche der ARD »Glück« war der Glücksgehalt in evangelischen Medien zum Jahresbeginn hoch angesetzt. Gemeindebriefe, Andachten und Nachdenkliches aller Art erschienen geradezu aromatisiert mit dem Glücksgedanken. Einen DDR-Komödientitel abwandelnd kann man sprechen von einem »Irren Duft von Glück«. Die Jahreslosung ist Psalm 73,28 entnommen, der von der Zürcher Bibel (alt) übersetzt wird: »Mir aber ist es köstlich, Gott nahe zu sein; ich setze meine Zuversicht auf Gott den Herrn.« Und »Luther 84« übersetzt: »Aber das ist meine Freude, dass ich mich zu Gott halte und meine Zuversicht setze auf Gott, den Herrn, dass ich verkündige all dein Tun.« Die »Bibel in gerechter Sprache« formuliert: »Was aber mich betrifft: Gottes Nähe ist gut für mich.« Allen gemeinsam ist offenkundig ein adversativ gesetztes »Aber« – auch Buber? Ja, er übersetzt. »Ich aber, Gott nahn ist mir das Gute, in meinem Herrn, Dich, habe ich meine Bergung gesetzt.« Und der immer korrekte Altphilologe Menge: »Mir aber ist Gottes Nähe beglückend.« Sollen wir der Einheitsübersetzung in der Jahreslosung folgen?
Eine Stimme, die nicht in den Chor der Glückssucher einstimmen will, ist die von Gisela Kittel. Wir geben (unwesentlich gekürzt) ihren Zwischenruf wieder.
H.R.

Frühere Übersetzer haben anders übertragen…sie taten dies mit gutem Grund. Denn es gibt so gut wie kein Wort für »Glück« im Alten Testament, weil das Alte Testament menschliches Glück losgelöst von Gott, dem Geber aller Gaben, gar nicht kennt. Es spricht vom Schalom und vom Segen und meint damit die Fülle des Lebens, die den Menschen aus der segnenden Hand Gottes zuteil wird. Aber nicht einmal diese hebräischen Wörter finden sich in unserer Textstelle, sondern das einfache Wörtchen »gut«, so dass der Versteil – wörtlich übersetzt – lautet: »Gott zu nahen ist mir gut« (Elberfelder Bibel) oder »Gottes-Nahen ist gut für mich« (Hossfeld/Zenger).

Das hat einen Grund. Psalm 73 gehört in eine Reihe alttestamentlicher Texte, in denen zum ersten Mal auseinander fällt, was bis dahin immer zusammengedacht wurde. Die Fülle des Lebens, Gesundheit, Reichtum, Ehre und die Nähe Gottes, die Menschen darin erfuhren. Nun aber treibt den Beter die Anfechtung um. Er sieht und erlebt am eigenen Leib, dass genau dies auseinander fällt. Die Gottesverächter, die Ellbogenmenschen, die sich selbst zum Maß aller Dinge machen, sind glücklich in der Welt, sie erfahren irdisches

Wohlergehen (Schalom), sie werden reich und der Pöbel »läuft ihnen zu in Haufen wie Wasser«. Doch der Psalmist und all jene, die dem Gott Israels treu geblieben sind und sich nach seinen Geboten ausrichten, leben im Abseits. »Ich bin doch täglich geplagt, und meine Züchtigung ist alle Morgen da«, klagt der Beter.

War es also umsonst, dass er sein Herz rein hielt? Sollte er es nicht am Ende genauso machen wie die Gottesleugner und die Machtmenschen? Nein, er tut es nicht. Denn er erkennt, dass es noch etwas anderes gibt, einen Trost, einen Halt, von dem die Gottesverächter nichts wissen, der aber stärker ist als das, worauf sie ihr Leben gegründet haben, ja, der am Ende auch noch bleibt, selbst dann, wenn Leib und Seele verschmachten. Diese so neu und einzigartig aufgegangene Erkenntnis hält der Psalmist im ersten und im letzten Vers des 73. Psalms fest:

»Ja, gut ist für Israel Gott, für alle, die reinen Herzens sind.« (Vers 1)

»Ich aber: das Nahen Gottes ist gut für mich, zum Herrn (JHWH) habe ich meine Zuflucht genommen.« (Vers 28)

Der Gott Israels selber ist es, der das Leben wertvoll und reich macht. Sein heiliger Name scheint am Ende des Psalms auf. Und das Nahekommen dieses Gottes oder das Wunder, sich ihm nahen zu können (beide Übersetzungen sind möglich und zusammen zu denken) ist das einzige, das wahre Gut für alle, die »reinen Herzens sind«.

Ist das »Glück«, wie wir dieses Wort gebrauchen? Kann man das hier Gemeinte überhaupt mit unserem Glück vergleichen? Der Psalmist selber macht terminologisch einen Unterschied. Die Gottesverächter leben – scheinbar – im Schalom, im Wohlergehen und Glück (Verse 3 und 12). Der Beter aber entdeckt, was wirklich die Güte seines Lebens ausmacht. Daher stellt er ganz betont ein »Ich aber« dem letzten Satz voran und bekennt: »Nahen Gottes ist gut für mich. Ich habe meine Zuflucht zu dem Herrn JHWH genommen.«

Die vorliegende Übersetzung der Jahreslosung, die den Textzusammenhang außer Acht lässt und sogar das adversative »Ich aber« weglässt, könnte Prediger und Predigerinnen in die Irre führen. Sie verleitet dazu, mit vielen Worten in Glückserfahrungen herumzurühren, um schließlich als i-Tupfer, der dieses Glück noch vollendet, das allgemeine Gottvertrauen hinzuzufügen.

So aber ist der Psalm von Grund auf missverstanden.

Liturgie für den Gottesdienst am Israelsonntag 24. August 2014 – 10. Sonntag nach Trinitatis

Helmut Ruppel

Musikalische Eröffnung

Lied

Singt, singt dem Herren neue Lieder / Psalm 98 **EG 286**
Matthias Jorissen 1798

Singt Gott, unserm Herrn, singt ihm neue Lieder / nach Psalm 98 **Nr. 91**
In: Singt Jubilate, München/Berlin 2012, Renate Schiller 1988,
Text: Weltgebetstag, Melodie aus Brasilien

Begrüßung und Vorstellung des Israelsonntags

Wir kommen zusammen in diesem Gottesdienst, in dem Gott uns dienen will, im Namen des Vaters, der Himmel und Erde geschaffen hat und Israel zu seinem Volk gemacht hat, im Namen des Messias Jesus, Erstgeborener aus den Toten, der uns herausgeführt aus der Fremde, im Namen des Heiligen Geistes, der uns hilft, einander wahrzunehmen, der uns Worte in den Mund legt, die über das hinausreichen, was erreichbar ist, die über das hinaus denken, was denkbar ist, unser Anfang und unsere Hilfe stehen im Namen des Herrn, der Bund und Treue hält ewiglich und nicht loslässt das Werk seiner Hände.

So bitten wir zu Beginn:

All die Worte, die müden und vom vielen Gebrauch abgenutzten, all die Sätze, die jahrhundertealten, all die Formeln, die glatten, die das Bild von uns und unserer Kirche nur maßvoll stören, aber in großem Maße beruhigen und besänftigen, die hohen Worte von Verheißung und Erfüllung, Gesetz und Evangelium, Rache und Gnade, Werken und Glauben, Gewalt und Barmherzigkeit, auf denen wir so sicher stehen und so unerschüttert auf Israel schauen – wirble sie auf, dass wir für eine Stunde nicht so sicher sind vor dem Angesicht der jüdischen Geschwister in der Ferne und Nähe, in der Geschichte und der Gegenwart.

Löse sie auf, die Begriffsketten und die Formelfesseln, die uns so festlegen und unbeweglich gemacht haben, die unsere fraglose Glaubenssicherheit gegenüber Israel allzeit bestärken! Nimm uns die Binde von den Augen, die Propfen aus den Ohren, den Knebel aus dem Mund und die Steine vom Herzen

– Lass uns Kirche sein, die menschlich ist, die warmherzig urteilt, weitherzig lehrt, vernünftig dient und das Erforderliche bezeugt.

Gepriesen seiest Du, unser Gott in den Himmeln, unser Heil und unsere Hoffnung, lass uns einander ins Gebet nehmen, dass ein Wort das andere gibt!

Amen – das werde wahr!

Wochenspruch **Psalm 33,12**
Glücklich das Volk, dessen Gott der Lebendige ist, das Volk, das er zu seinem Erbe erwählt.

Eingangspsalm **Psalm 59**

Für die musikalische Aufführung. Nach der Melodie: Zerstöre nicht.
Von David. Ein Lied. Als Saul sein Haus überwachen ließ, um ihn zu töten.

Stimme I
Entreiß mich denen, die mich befeinden, Gott.
Vor denen, die gegen mich aufstehen, gib mir Schutz.
Entreiß mich denen, die Unrecht tun.
Aus der Gewalt derer befreie mich, die Blut an ihren Händen haben!
Sieh! Sie lauern meinem Leben auf! Starke greifen mich an.
Nicht meine Übertretung, nicht mein Vergehen ist es, Gott.
Ich bin ohne Schuld. Sie rennen, sie stellen sich auf.
Wach auf! Mir entgegen – schau her!
Du Gott, Gott der Himmelsmächte, Gott Israels!
Erwache, um dich unter allen Völkern umzuschauen.
Neige dich nicht denen zu, die Unrecht verüben.

Stimme II
Sie kommen wieder, jeden Abend,
heulen wie Hunde, umkreisen die Stadt.
Da! Sie geifern mit ihrem Mund, Schwerter auf ihren Lippen. Wer hört?
Du, Gott, verlachst sie. Du spottest über alle Völker.
Meine Stärke – an dich will ich mich halten. Gott – mein sicherer Ort.
Gott kommt mir freundlich entgegen.
Gott lässt mich auf die sehen, die mir auflauern.
Töte sie nicht, damit mein Volk nicht vergisst.
Lass sie umherschwanken durch deine Macht. Wirf sie nieder.
Unser Schutzschuld – du herrscht über uns alle.
Das Vergehen ihres Mundes ist die Rede ihrer Lippen.
In ihrer Arroganz sollen sie sich selbst verfangen.

Von Meineid, von Lüge erzählen sie.
Bring's zu Ende in Zornesglut! Bring's zu Ende!
Dann sind sie nicht mehr da.
Damit man erkennt: Gott herrscht in Jakob bis an die Enden der Erde.

Stimme I
Sie kommen wieder, jeden Abend,
heulen wie Hunde, umkreisen die Stadt.
Sie streunen umher auf der Suche nach Fressen.
Wenn sie nicht satt werden, bleiben sie die ganze Nacht.
Aber ich, ich werde singen: deine Stärke.
Am Morgen bin ich laut erfüllt von Freude: deine Freundlichkeit.
Du bist ein sicherer Ort für mich geworden,
ein Zufluchtsort am Tag, da ich bedrängt werde.
Meine Stärke, mein Gott! Ich werde musizieren:
Gott, mein sicherer Ort. Mein Gott der Freundlichkeit.

(Übersetzung in »Bibel in gerechter Sprache«)

Lied

Ich heb mein Augen sehnlich auf (Psalm 121) **EG 296**
Cornelius Becker 1602

Oder:

Ich seh empor zu den Bergen **Nr. 97**
Ute Passarge, 2009 In: Singt Jubilate, München/Berlin 2012
nach Psalm 121, Melodie: Andreas Lettau

Ehre sei dem Vater…

Bekenntnis

Unser Vater, wir lernen mit Schmerzen, dass es in den Zeugnissen von dir, die wir Bibel nennen, bestimmte Worte gibt, da hört die Christenheit seit vielen Jahrhunderten einfach weg. Durchlüfte mit einem Heiligen Geist Herz und Verstand, dass sie sich heute öffnen für dein Lob! »Ganz Israel soll errettet werden!« – und wir haben lange gehört, geglaubt und uns entsprechend aufgeführt, als seien wir an Israels Stelle getreten und deine Liebe gelte allein uns.

Wir haben uns gerne die Gaben deines Volkes angeeignet – den Bund, die Weisungen und die Preisungen, das Lob der Schöpfung.

Wir wollten mit deinem Volk keine Gemeinschaft haben, verweigerten ihm die elementaren Gefühle und Regungen der Barmherzigkeit und des Respekts, haben seinen Kindern jede Zukunft vorenthalten – selbst als es wieder als Staat in seinen Grenzen leben konnte, da fiel es uns fürchterlich schwer, dies als Zeichen deiner Treue wahrzunehmen, seine Menschen zu schützen und zu stützen.

Lass an die Stelle demütiger Überheblichkeit und zutiefst besorgter Bevormundung Selbstprüfung und schweigende Solidarität treten!

Gespräch, Streit darüber, was vor Dir und den Menschen als Gerechtes zu tun – ja! Aber dass doch die mühsam kaschierten Animositäten, die Unkenntnis und die Gefühllosigkeit wichen wie die Frühnebel vor der Kraft deiner aufgehenden Sonne.

Erbarme dich unser! Lass uns neu hören, was zu Israel gesagt ist, was in Israel gesagt wird und was deine Boten von Israel uns einschärfen.

Stelle uns mit Mitgefühl und Aufmerksamkeit deinem Volk zur Seite.

Amen – das werde wahr.

Gnadenzusage **Jesaja 54,10**

Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen,
aber meine Gnade soll nicht von dir weichen,
und der Bund meines Friedens soll nicht hinfallen,
spricht Gott, dein Erbarmer.

Lesung Altes Testament **Exodus 19,1-6**

Lied **EG 196,1-2**
Herr, für dein Wort sei hoch gepreist, laß uns dabei verbleiben

Lesung Neues Testament **Brief an die Gemeinde in Rom 11,25-32**

Ich will nämlich euch, meine Schwestern und Brüder, über dieses Geheimnis in Kenntnis setzen – damit ihr nicht auf die eigene Einsicht baut –, dass Israel teilweise Verhärtung widerfahren ist, bis die Vollzahl der Völker herbeikommt.

Und ganz Israel wird so gerettet werden, wie es geschrieben ist: »Kommen wird aus Zion der Retter, wird Freveltaten von Jakob abwenden. Und das ist von mir her, mein Bundesschluss mit ihnen, wenn ich ihre Sünden weggenommen habe.« (Jes 59,20f)

In Hinsicht auf das Evangelium sind sie zwar Feinde um euretwillen, in Hinsicht auf die Erwählung aber Geliebte um der Väter willen. Denn unwiderruflich sind die Gnadengaben und die Berufung Gottes. Wie ihr nämlich einst Gott ungehorsam wart, jetzt aber Erbarmen erfahren habt durch deren Ungehorsam, so sind auch jetzt diese ungehorsam geworden für das euch widerfahrene Erbarmen, damit auch sie jetzt Erbarmen erfahren.

Gott hat nämlich alle in den Ungehorsam eingeschlossen, damit er sich aller erbarme.

(Übersetzt von Klaus Wengst in »Freut euch, ihr Völker, mit Gottes Volk« – Israel und die Völker als Thema des Paulus – ein Gang durch den Römerbrief, Stuttgart 2008)

Glaubenslied
Nach der Melodie »Wir glauben Gott im höchsten Thron« (EG 184)

Wir glauben: Gott ist in der Welt,
der Leben gibt und Treue hält.
Er fügt das All und trägt die Zeit,
Erbarmen bis in Ewigkeit.

Wir glauben: Gott hat ihn erwählt,
den Juden Jesus für die Welt.
Der schrie am Kreuz nach seinem Gott,
der sich verbirgt in Not und Tod.

Wir glauben: Gottes Schöpfermacht
hat Leben neu ans Licht gebracht,
denn alles, was der Glaube sieht,
spricht seine Sprache, singt sein Lied.

Wir glauben: Gott wirkt durch den Geist,
was Jesu Taufe uns verheißt:
Umkehr aus der verwirkten Zeit
und Trachten nach Gerechtigkeit.

Wir glauben: Gott ruft durch die Schrift,
das Wort, das unser Leben trifft.
Das Abendmahl mit Brot und Wein
lädt Hungrige zur Hoffnung ein.

Wenn unser Leben Antwort gibt,
darauf, dass Gott die Welt geliebt,
wächst Gottes Volk in dieser Zeit,
und Weggenossen sind nicht weit.

Amen.

Gerhard Bauer, 1985, in: Singt Jubilate, Nr. 48

Predigt

Lied **EG 290. 1-7 (!)**
Nun danket Gott, erhebt und preiset die Gnaden (Psalm 105)

Jehuda Amicha: Touristen

Kondolenzbesuche machen sie bei uns, sitzen in Jad wa'Schem, machen an der Klagemauer ernste Gesichter und lachen hinter schweren Vorhängen in Hotelzimmern. Lassen sich mit bedeutenden Gesichtern an Rahels Grab photographieren, an Herzls Grab und am Munitionshügel…

Einmal saß ich auf den Treppen neben dem Tor zum Davidsturm, die zwei schweren Körbe stellte ich neben mich. Dort stand eine Touristengruppe um ihren Führer, und ich diente ihnen als Markierungszeichen. »Seht ihr diesen Mann mit den Körben? Etwas rechts von seinem Kopf befindet sich ein Bogen aus der Römerzeit. Etwas rechts von seinem Kopf. Aber er bewegt sich, er bewegt sich!«

Ich dachte mir: »Die Erlösung kommt nur, wenn man ihnen sagt: Seht ihr dort den Bogen aus der Römerzeit? Es spielt keine Rolle, doch daneben, etwas nach links und unter ihm, sitzt ein Mann, der Obst und Gemüse für seine Familie gekauft hat.«

Entnommen: J. Amicha, Wie schön sind deine Zelte, Jakob, München 1992, 149

Zeit für Zeugnisse

- Jüdische Gäste – Erinnerungen, biographische Skizzen, »Leben mit Geboten«
- Erfahrungen auf einer Israelreise, mit einem israelischen Film oder Buch
- Fragen: »Was ich immer schon mal wissen wollte…!«
- Predigterweiterung/-vertiefung
- »Unsere Gemeinde im Jahre 1933/1938/1945«
- Treffsicher durch deutsch-jüdische Fettnäpfchen – Michael Wuliger, Koscherer Knigge (Frankfurt 2009) vorlesen…

Fürbitte

Gott für Abraham und Sarah, Isaak und Rebekka, Jakob und Rahel,
Jesus von Nazareth und Paulus von Tarsus,
Du hast Dein Volk aus den Völkern erwählt
als Zeichen Deiner Liebe und Treue,
Deine erste Liebe seit Sklaverei und Wüstenzeiten.
Du hast ihnen den Bund und die Gebote gegeben und die Gebete geboten.
Lass Dein Volk in Frieden in seinem Land leben,
lass vom Zion Weisung ausgehen, Liebe und Langmut,
trotzige Leidenschaft für das Leben und
trotzigen Widerstand gegen Irrsinn und Unvernunft unter uns allen.

Wir danken Dir, dass Du auch uns hinzu erwählt hast –
wir leben aus der Hoffnung,
dass Du an diesem Gebilde Kirche noch nicht verzweifelt bist!
Bewahre uns vor unbedachter Rederei, die alles besser weiß.
Öffne uns für die Fülle des Segens, die über uns ausströmt,
wenn wir wie Geschwister einträchtig beieinander wohnen,
verbunden im Hören und Vertrauen auf Dich und einander.
Falle Terroristen aller Couleur in den Arm, lass Deine Gerechtigkeit aufblühen.
Erfrische unsere Sprache, dass wir das Schöne besingen,
den Schmerz beklagen und das Notwendige erbitten lernen.
Lass uns Christen werden, deren Worte und Taten nach Freundschaft,
Güte und Großmut schmecken, schenke uns den Hunger,
Dein Reich mit Schmerzen zu vermissen.

Vaterunser

Segen

Halte Deine Hände über uns alle und gehe ihn mit uns,
den schönen, schwierigen Weg durch die Zeit:
Gottes Segen komme zu uns – stärkend und mutmachend.
Gottes Segen befreie uns
und lasse uns aufstehen in erfülltes Leben von Angesicht zu Angesicht.

Nehmt den Segen mit euch und teilt davon aus –
wem immer ihr begegnet!

Amen, das heißt, es werde wahr.

Lied **EG 280**
Es wolle Gott uns gnädig sein und seinen Segen geben

Musikalischer Ausklang

↓ Friedl Dicker-Brandeis, Bühnenbild und Kostümentwurf (möglicherweise für »Ein Mädchen reist ins Gelobte Land«), 1943

KAPITEL II

Anstöße aus der theologischen Tradition

Das Erbarmen und das Gebot des Einen Gottes

Die Barmer Theologische Erklärung, 1934-2014, gelesen im Blick auf Römer 11,25-32

Eberhard Busch

Zu Beginn der Nazi-Zeit, 1933, gab es in den deutschen evangelischen Kirchen weitgehend zwei Gruppierungen. Die zunächst stärkste war die der »Deutschen Christen«, die sich den neuen politischen Parolen anpassten. Die andere war ein »Pfarrernotbund«. Der vertrat eine Art Zweireiche-Lehre: Er war politisch für den Hitlerstaat, kirchlich für eine christliche Linie. Karl Barth, Theologieprofessor in Bonn, lehnte beide Konzeptionen ab. Er hielt ihre politischen Ansichten für verkehrt. Aber weit schlimmer noch sei ihr theologischer Irrtum.

Denn beide setzen im Verhältnis zum politischen Raum ihre ihnen aufgetragene Verkündigung des Evangeliums außer Kraft. Dessen Wahrheit gelte aber für alle Bereiche des Lebens. Barths Kritik wurde gehört. Im Mai 1934 sammelte sich in Wuppertal-Barmen eine Freie Synode, mit Vertretern aus allen deutschen Kirchen. Sie nahm eine »Theologische Erklärung« an, die sich trennte von jenen beiden Konzeptionen.

Die erste These der »Erklärung« nennt Christus »das eine Wort Gottes«, an das die Christenheit wie an nichts anderes allein gebunden ist. Das ist die neutestamentliche Auslegung des 1. Gebots im Alten Testament: »Ich bin der Herr, dein Gott. Du sollst nicht andere Götter haben neben mir.« Das war damals zuerst ein Bußbekenntnis: Für die Kirche ist erstlich und letztlich allein das eine Wort Gottes verbindlich und keine andere Bindung. Es war eine große Schuld der Kirche, dass sie im Begriff war, sich mit oder neben ihrem Glauben an Gott dem herrschenden Nazi-Staat zu verpflichten. »Gott« wird bei solchem Glauben ernstlich zu einem Götzen.

Diese erste These hat zwei Konsequenzen. Auf die erste Folgerung wies die »Erklärung« in ihrer zweiten These hin. Nach ihr gehören Gottes Zuspruch und Gottes Anspruch unlösbar zusammen, wenn denn die Kirche allein auf das *eine* Wort Gottes hört. Das Gesetz Gottes, sein Anspruch, ist also nicht losgelöst vom Evangelium Gottes, seinem Zuspruch, zu verstehen. Damals las man aber beide Begriffe umgekehrt: Gesetz – Evangelium. Was das Gesetz ist und von allen fordert, meinte man abgesehen von der biblischen Botschaft in den uns in der Welt entgegen tretenden Vorschriften zu erfahren. In Folge dessen glaubte man in den evangelischen Kirchen den Gesetzen des Hitlerstaates folgen zu müssen, ohne dem im Namen Gottes widersprechen zu dürfen. Das hatte schreckliche Folgen. Durch die zweite These der Barmer

Erklärung wurde hingegen klargestellt, dass es vielmehr der barmherzige Gott des Evangeliums ist, der in seinem Gesetz seine befreiten Menschen an seinen guten Willen bindet. Sein »Anspruch« unterscheidet sich derart von allen irdischen Gesetzen.

Die zweite Konsequenz – nun im Blick auf die bedrängten Juden. Die wurde in der Barmer Theologischen Erklärung nicht ausgesprochen, obwohl sie auf der Linie jenes Neuverständnisses von Evangelium und Gesetz lag. Denn das Gesetz wurde hier als das Gebot des Gottes verstanden, der sich nach dem biblischen Zeugnis doch mit seinem Volk gnädig verbunden hat und verbindet. Barth hatte indes die zweite Konsequenz damals bereits drucken lassen. Es geht um eine Predigt im Dezember 1933, die er auch Adolf Hitler schickte. Darin hieß es: Gott in Jesus Christus »sieht uns als solche, die schlechterdings auf Barmherzigkeit angewiesen sind, aber auch als solche, denen Barmherzigkeit schon widerfahren ist. Er sieht uns – als Juden im Streit mit dem wahren Gott und als Heiden im Frieden mit den falschen Göttern, aber er sieht uns beide vereint als ›Kinder des lebendigen Gottes‹«. Dank solcher Barmherzigkeit Gottes mit den Juden und uns den Heiden, sagte Barth, können beide in ihrer Unterschiedenheit sich »nur noch die Hände geben, um miteinander die Treue Gottes an uns, den Ungetreuen, zu preisen«.

Das war in einer Perikopen-Predigt zu Römer 15,5-13 gesagt. Aber das passt genau so gut zu dem, was Paulus in Römer 11,32 schreibt: »Gott hat alle (Juden und Heiden) beschlossen unter den Unglauben, damit er sich aller erbarme.« Im Zusammenhang der paulinischen Aussagen in Römer 11,25ff. muss das Wort »alle« so verstanden werden, dass damit – zumindest in erster Linie – nicht die gesamte Menschheit bezeichnet ist; sondern es meint diese Beiden, Juden und Heiden. Sie werden dadurch nicht vereinerleit. Die Juden sind die zuerst Erwählten Gottes. Was Paulus beschäftigt, ist nun die Frage, ob mit ihrer Distanznahme von dem »Evangelium« Jesu Christi (V 28) für sie ihre Zugehörigkeit zu Gott verloren gegangen ist zugunsten der christusgläubigen Heiden. So haben es viele Christen, namentlich evangelische Theologen, in den dunklen Jahren der Hitlerzeit aufgefasst. Sie haben geirrt.

Wir müssen hier weiter ausholen, um zu verstehen, wofür der Zugang für uns nicht leicht ist. Schon auf dem Boden des Ersten Testaments finden wir Aussagen, nach denen Gott einige zurücksetzt und andere stattdessen bevorzugt. Dies nicht, weil ihm die Eindrücklichen imponieren und weil er die Schwachen verachtet. Ganz im Gegenteil! Er übergeht den eigentlich erbberechtigten Esau zugunsten des zuletzt geborenen, problematischen Jakob. Ps. 107,39f redet davon, dass Gott Verachtung auf die Fürsten schüttete und die Armen schützte vor Elend. Die zurückgesetzte Hanna singt in Freude über die Parteinahme

Gottes für die Zurückgesetzten: »Der Herr macht arm und macht reich, er erniedrigt und erhöht. Er hebt auf den Dürftigen aus dem Staub …« (1. Sam. 2,7f) Der Ton ist aufgegriffen im Lied der Maria, der Mutter Jesu (Lk. 1,52): »Er stößt die Gewaltigem vom Stuhl und erhebt die Niedrigen. Die Hungrigen füllt er mit Gütern und lässt die Reichen leer ausgehen.«

Warum dieses merkwürdige Verfahren Gottes: das Zurückstellen der einen und das Hervorholen der anderen? Warum hat Jesus sich von den Habenden abgewendet und den Verlorenen zugewendet? Warum sagte er: »Die Ersten werden die Letzten und die Letzten werden die Ersten sein« (Mt. 19,30; 20,16)? Dieses Verfahren wäre missverstanden, wenn man es so deuten würde, dass die jeweils anderen, die Letzten, doch bessere Menschen seien. Die Antwort muss vielmehr so lauten: Gott zeigt in diesem Vorgehen das Geheimnis und Wunder seiner Gnade und Barmherzigkeit. Sie ist ganz und gar unverdient. Sie wird nur gratis geschenkt oder gar nicht. Darum sieht er von Starken ab und hält es mit den Schwachen, die keinen Vorzug haben. So ist ja Israel selbst von Gott »erwählt« worden (Dtr. 7,7f). Karl Barth hält dieses Vorgehen für notwendig, und das letztlich darum, weil Gott selbst in seiner Erniedrigung so mit sich verfährt: »Gott will verlieren, damit der Mensch gewinne.«[1]

Paulus sieht nun in Röm. 11 Gott auf dieser Linie verfahren im Verhältnis des zuerst erwählten Volkes Israel zu den nicht-erwählten »Heiden«. Er sagt: »Blindheit ist Israel zum Teil widerfahren, bis die Fülle der Heiden eingegangen sei« (V 25). Blindheit ist hier nicht als allgemeines Augenleiden zu verstehen. Sie schließt nicht aus, dass Glieder des Volkes in manchem bessere Augen haben als unsereins. Mit Blindheit ist konkret gemeint die Nichterkenntnis dessen, dass Gott selbst in Jesus Christus an seinem Volk und für die Welt handelt. Das Wissen um diese spezifische Blindheit eines Großteils von Israel darf um Himmels willen diese »Heiden« nicht arrogant machen; sonst sind erst recht sie blind. Paulus redet davon ja ausdrücklich nicht zu Israel, sondern zu diesen Heiden und dies, »damit ihr nicht stolz seid«. Der jüdische Theologe Franz Rosenzweig hat gerade die Aussage von der Blindheit eines Teils von Israel in seiner Weise gut verstanden und hat in dem Sinn das berühmte Bild am Straßburger Münster durchaus positiv gedeutet[2]: Die dort abgebildeten Juden *müssten* sich von Christus abwenden, damit das Evangelium Christi zu den Heiden gelange. Das sei ihre »heilsgeschichtliche« Aufgabe. So hätten sie zugleich die Christen zu mahnen, bei ihrem Gang zu den Heiden nicht selbst heidnisch zu werden – was ja die große Gefahr ist, wenn sie dabei ihre Verbundenheit mit den Juden vergessen.

Aber sind die Juden auf diesem ihrem Weg nicht ihrerseits des Heils verlustig gegangen? Geht es ihnen also anders als Esau, der sich zuletzt mit Jakob ver-

söhnte, so dass beide sich umarmten und vor Freude weinten (Gen. 33,3f)? Ist das bei den Juden im Verhältnis zu den Christen anders? Sie glauben ja nicht an Christus. Ist das gleichgültig? Paulus widerspricht dem entschieden (V 28f): »Nach dem Evangelium sind sie zwar Feinde – (nota bene!) um euretwillen –, aber nach der Wahl [Gottes] sind sie [von Gott] Geliebte um der Väter willen.« Johannes Calvin sagt von daher in seiner Auslegung: »Wie absurd …, dieses Volk könnte von Gott verlassen sein!« (567)[3] Denn es »wird das Heil des ganzen Israel Gottes erfüllt werden, das aus beiden [aus Juden und Heiden] gesammelt werden soll; doch so, dass die Juden als die Erstgeborenen in der Familie Gottes den ersten Platz einnehmen« (601). »Gottes Ratschluss, nach dem er sie sich einmal zu seinem besonderen Volk erwählt hat, [bleibt] fest und unwandelbar bestehen.« Wenn sie blind sind, für das in Christus geschenkte Heil, heißt das nicht, dass Gott seinen Bund vergessen hat. (605) Nein, Er wendet »sein Wohlwollen nicht wieder vom jüdischen Volk ab«. (607) Aber das sei gewiss, »dass Juden wie Heiden das Heil nicht anders als aus Gottes Erbarmen erlangen«. (609)

So ist klar, was Paulus V 29 bekennt: »Gottes Gaben und Berufung kann ihn nicht gereuen.« Was Gott gegeben hat, das nimmt er nicht zurück. Seine Zusage und Zuwendung ist von ihm nicht widerrufbar. Man darf den Liedvers darauf beziehen: »Was unser Gott gegeben hat, / das will er auch erhalten; / darüber will er früh und spat / mit seiner Gnade walten.« Gottes Gnadenwahl ist und bleibt für das Volk Israel gültig, – und um das noch hinzuzufügen: Sie bleibt gültig, wie sich auch die Politik des Staates Israel jeweils gestalte. Mag man hinter dieser Politik von Zeit zu Zeit ein Fragezeichen setzen, aber Christen können es nur setzen, indem sie dabei hinter das Bekenntnis der göttlichen Gnadenwahl von Juden und Heiden *kein* Fragezeichen setzen. Christen können darum auch nicht aus der Solidarität mit den Juden in Israel heraustreten. Diese Solidarität wird dadurch befestigt, dass sie sich, bei allen Unterschieden, einig sind in dem Sch'ma Jizrael und im Ernstnehmen des ersten Gebots, auch wenn sie »das eine Wort« in christlicher Weise auslegen; und sie sind sich darin einig, dass sie darum die Gesetze Gottes nicht auf die Forderungen der Mächte dieser Welt übertragen dürfen, weil sie sie im Zusammenhang mit der göttlichen Gabe verstehen.

Diese Solidarität gründet alles entscheidend in dem, was Paulus in V 32 zusammenfassend sagt: »Gott hat alle beschlossen unter den Unglauben, damit er sich aller erbarme.« Oder wie es in der Übersetzung von Ulrich Wilckens geschrieben ist: »Gott hat alle in den Ungehorsam eingeschlossen, um allen sein Erbarmen zuzuwenden.« Er hat sie in unterschiedlicher Weise darin eingeschlossen, aber dies, um *allen*, Juden und Heiden, »sein Erbarmen

zuzuwenden«. Hören wir als Kommentar dazu noch einmal, was in der Predigt am 15. Dezember 1933 im Vorfeld der Theologischen Erklärung von Barmen gesagt wurde! Gott in Jesus Christus »sieht uns als solche, die schlechterdings auf Barmherzigkeit angewiesen sind, aber auch als solche, denen Barmherzigkeit schon widerfahren ist. Er sieht uns – als Juden im Streit mit dem wahren Gott und als Heiden im Frieden mit den falschen Göttern, aber er sieht uns beide vereint als ›Kinder des lebendigen Gottes‹«. Christen sehen sich mit den Juden in solcher Zusammengehörigkeit verbunden. So machen sie damit Ernst, dass – so die Theologische Erklärung von Barmen – Gottes Zuspruch und Anspruch in dem *einen* Wort Gottes ihr Fundament und ihre Quelle haben.

---

1 Karl Barth, Kirchliche Dogmatik II/2 (1942), 177.
2 Franz Rosenzweig, Die Schrift. Aufsätze, Übertragungen und Briefe, hg. von K. Thieme, Frankfurt/M. o.J., 217-219.
3 Johannes Calvin, Der Brief an die Römer. Ein Kommentar, CStA 5.2. Die Zahlen oben im Text beziehen sich auf die Seiten in diesem Buch.

↓ Friedl Dicker-Brandeis, Blumenstrauß mit Schlüsseln, 1944

KAPITEL III

Materialien für die Gemeinde

Papst Franziskus, Die Freude des Evangeliums

Das Apostolische Lehrschreiben »Evangelii gaudium« über die Verkündigung des Evangeliums in der Welt von heute

Herder Verlag, Freiburg 2013, 318 S., 10 Euro

Was kann eine evangelische und eine katholische Gemeinde davon abhalten, ausgewählte Kapitel dieser Programmschrift gemeinsam zu lesen und entsprechend ihren Gegebenheiten für den Gemeindealltag zu bedenken? Konfessionelle Streitgäule zu satteln erweist sich bei den Texten Franziskus' als unsinnig, denn seine Impulse haben längst beide Großkirchen den Atem genommen. »Diese Wirtschaft tötet« – ein ahnungsvolles Schweigen war die Antwort. War es ein beredtes Schweigen?
In der »Freude des Evangeliums« redet er Klartext über die Krise des gemeinschaftlichen Engagements, vor allem in ökonomischen Fragen: »Nein zu einer Wirtschaft der Ausschließung«, »Nein zu einem Geld, das regiert, statt zu dienen«, »Nein zur sozialen Ungleichheit, die Gewalt hervorbringt«, »Nein zur egoistischen Trägheit und zum sterilen Pessimismus«. Kern der sozialen Dimension der Evangelisierung ist der »bevorzugte Platz der Armen im Volk Gottes«. Sein Verständnis vom Beitrag der Kirchen zum Frieden lautet »Sozialer Dialog«, gemeint mit den Wissenschaften und anderen religiösen Traditionen. »Ich wünsche mir eine arme Kirche für die Armen« – dies geistliche Programm im reichsten Land Europas zu lesen, müsste auch die Herzen der Bedenkenträger, der Kopfwieger, der vornehm Zurückhaltenden, der weise Warnenden erwärmen. Noch ist die wachsende Aufmerksamkeit auf Franziskus mehr außerhalb der Kirchen wahrzunehmen – dies Buch könnte das ändern.

H.R.

Amos Oz und Fania Oz-Salzberger, Juden und Worte

Jüdischer Verlag im Suhrkamp Verlag, Berlin 2013, 286 S., 21.95 Euro

Der Romancier, wie er sich selbst nennt, und die Historikerin, wie sie sich vorstellt, Vater und Tochter, erzählen von einer der engsten Verbindungen der geistigen Welt, von Juden und Worten. Sie erkunden jüdische Wortwelten, Auslegungen und Wandlungen – das, was elementar Juden verbindet: Texte. Zentrale Orte, Rituale, große Menschen – nein, es sind die geschriebenen

Worte von und über alle Generationen, von Abraham und Sarah über Rabbi Gamaliel bis Glückel von Hameln bis zu den zeitgenössischen Autoren. Ein starkes Kapitel heißt »Frauen mit Stimme« mit einer schönen Auslegung des Hohen Liedes. Ausgesprochen geist-reich ist der Beitrag »Jeder Mensch hat einen Namen«, der beginnt mit dem Satz: »Wir Juden sind bekannt dafür, dass wir unmöglich irgend etwas zustimmen können, das mit ›wir Juden‹ anfängt.« So liebenswürdig vertrackt geht es Seite um Seite. Wenn es einem aus irgendeinem Grunde nicht gut geht, sollte man ein paar Seiten lesen und Herz und Verstand werden sich wieder erheben. Eine kleine Lesefrucht:

Yehuda Amichai

»Und was ist mit Gott? Gott bleibt
Wie der Duft einer schönen Frau, die einmal an ihnen
Vorüberging, und ihr Antlitz sahen sie nicht
Doch ihr Duft blieb, verschiedene Düfte
Schöpfer aller Düfte.«

H.R.

Jürgen Ebach, Beredtes Schweigen

Exegetisch-literarische Beobachtungen zu einer Kommunikationsform in biblischen Texten

Gütersloher Verlagshaus, 2013, 176 S., 18 Euro

»Es gibt« mit Kohelet (Prediger Salomo) 3,7 »eine Zeit zu schweigen und eine Zeit zu reden. Aber was ist wann, wie, wofür oder wogegen an der Zeit? Diese Frage bleibt und mit ihr auch die Erfahrung, dass zuzeiten das Schweigen das Richtige(re) sein mag.«
Mit diesen Sätzen eröffnet Jürgen Ebach seine neuen Hörübungen auf das beredte Schweigen in der Bibel. Es ist oft vielsagendes Schweigen zu hören von Noah, Sara und Hagar, Hiobs Freunden, Ezechiel und Jesus. Und: »Am Ende Schweigen? – Markus 16,8«.
Der Klappentext meint gütig, das Buch sei so klug wie unterhaltsam – da möchte man vor Scham schweigen, denn es ist Atem nehmend, verwirrend, auf- und entdeckend; vor allem: Es verführt zur Theologie, wie es intellektuell gut gelaunt Bibel lesen lehrt. Wenn Vater und Tochter Oz ihr Buch »Juden und Worte« nennen, könnte man hier sagen »Ebach und die Buchstaben«, die 22 des hebräischen Alphabets. Wer sich vor langen Zug- und Flugreisen,

stillen Sommerabenden und elenden Sitzungen fürchtet – dem Menschen kann geholfen werden. Die Bibel ist ein Buch, das zahllose andere Bücher ins Leben rief – diesem ist die Mutter gut anzusehen.

H.R.

Hinrich C. G. Westphal, Heiter bis heilig

Brunnen Verlag Gießen, 80 S., 2013, 8,99 Euro

Die gute angelsächsische Tradition, öffentliches Reden mit einem gewürzten Witz zu eröffnen, ist oft animierend erfrischend. Westphal hat einen kleinen Fundus witziger Geistesblitze vorgelegt, die sehr belebend eine Sitzung eröffnen, einer Predigt Pfeffer und Salz beimischen und entlastend in manchen Konferenzen wirken können. Auch das Eröffnungs-Sprichwort aus der chinesischen Tradition verträgt sich mit den christlichen Witzen: »Wer nicht lächelt, sollte keinen Laden aufmachen.« Die Witze sind scharf, zuweilen beißlustig und sie kennen die Gemeinden: »Der Pfarrer hält sich zugute, schnell und kommunikativ zu sein. Für alle Gemeindeglieder hat er das passende Wort parat, auch als er Herrn Schmidt begegnet. ›Wie geht's Ihrer Frau?‹, fragte er anteilnehmend. Da fällt ihm siedeheiß ein: Die hast du doch voriges Jahr beerdigt! Blitzschnell schiebt er verständnisvoll die Frage nach: ›Immer noch auf demselben Friedhof?‹«

H.R.

Christian Lehnert, Korinthische Brocken

Ein Essay über Paulus

Suhrkamp Verlag, 283 S. 2013, 22,95 Euro

Suhrkamp?! Der Verlag von Adorno, Bloch, Freud nimmt Paulus in seine Reihen? Aber Christian Lehnert ist Nachfahr der alten Tradition vom Pfarrer und Dichter und so schreibt er expressionistisch und offensiv riskant seine Paulus-Annäherungen. Vielleicht eine neue Form des Kommentars, denn das bisherige Genre findet ja seine Grenzen. Es ist ein unruhiges Buch und nach Käsemann und Conzelmann, Schrage und Schmithals eine *andere Leseweise!*

»Ich versuche wieder und wieder zu ergründen, warum mir Paulus so nah ist« – das tut er mit Verve und narrativer Energie.

H.R.

Katja Petrowskaja, Vielleicht Esther. Geschichten

Suhrkamp-Verlag Berlin, 285 S., 2014, 19,95 Euro

Für die Titelerzählung erhielt die ukrainische Schriftstellerin Katja Petrowskaja in Klagenfurt den Ingeborg-Bachmann-Preis 2013. Sie erinnert darin an ihre jüdische Großmutter, ihre Babuschka, vielleicht hieß sie Esther, die von deutschen Soldaten 1941 in Kiew erschossen wurde. In den weiteren (Kurz-) Geschichten trägt sie Fragmente, Spuren ihrer Familiengeschichte zusammen. Katja Petrowskajas Familie ist in Kiew zu Hause, sie ist 1970 dort geboren, Tartu in Estland und Moskau waren ihre Studienorte, seit Ende der neunziger Jahre lebt sie in Berlin. Deutsch, russisch, polnisch, jiddisch – die Sprachen ihrer Familie – stehen in einem seltsamen Kontrast zur Erinnerung ihrer Mutter, die Familie habe über sieben Generationen gehörlosen Kindern das Sprechen beigebracht. – Der Band versammelt und verbindet mittels ordnender Kapitel historische Orientierungen, familiäre Erinnerungen, auch Rechercheerkenntnisse aus dem Internet. Wie auf einer kostbaren Perlenkette reiht sie diese Fundstücke aneinander. Trotz der immer wieder von Judenhass und Kriegsgräueln bestimmten leidvollen Familienerinnerungen schwingt oft ein heiterer Ton in ihren Erzählungen mit – wunderbar zu lesen!

I. S.

Anne C. Voorhoeve, Unterland

Ravensburger Buchverlag Otto Maier GmbH., 448 S., 2012, 8,99 Euro

Am 18. April 1945 zerstörten rund eintausend britische Bomber die Nordseeinsel Helgoland. Am 18. April 1947 begannen die Briten die Insel durch riesige Sprengungen endgültig zu zerstören. Und dennoch: Die auf das Festland verbannten Helgoländer Familien gaben auch danach ihre Hoffnung nicht auf, irgendwann auf ihre Insel zurückzukehren. Auf diesem historischen Hinter-

grund erzählt Anne C. Voorhoeve jugendlichen Leserinnen und Lesern von Alice und ihrer Familie, den schwierigen Nachkriegsjahren als (Helgoland)-Vertriebene in Hamburg, von ihrer Rückkehr und dem abenteuerlichen Neubeginn auf der Insel. Wie auch in ihren anderen Publikationen gelingt es der Historikerin eindrücklich, historische Geschehnisse und Erinnerungen in eine spannende Jugendlektüre zu verwandeln. *

I. S.

* siehe u. a.: »Liverpool Street«, vorgestellt in der ASF-Predigthilfe Ökumenische Friedensdekade 2012, S. 76 f.

Jugendbücher zum Thema »Erster Weltkrieg«:

Herbert Günther, Zeit der großen Worte
Mit umfangreicher Zeittafel und Glossar, ab 14 J., Gerstenberg 2014, 14,95 Euro

Maja Nielsen, Feldpost für Pauline
entstanden aus dem gleichnamigen Hörspiel, das 2009 mit dem Deutschen Kinderhörspielpreis ausgezeichnet wurde, ab 14 J., Gerstenberg 2014, 9,95 Euro

Nikolaus Nützel, Mein Opa, sein Holzbein und der Große Krieg. Was der Erste Weltkrieg mit uns zu tun hat
nominiert für den Deutschen Jugendliteratur-Preis 2014, arsEdition 2013, 14,99 Euro

Reinhard Osteroth, 1914: Ein Maler zieht in den Krieg
Kriegserlebnisse des Malers Franz Marc, mit Bildern von Reinhard Kleist, vom Verlag für Jugendliche ab 12 J. empfohlen, Aladin 2014, 19,90 Euro

In diesem Zusammenhang eine Erinnerung an:
Das Panorama eines unvergleichlichen Jahres«: Florian Illies, 1913. Der Sommer des Jahrhunderts
Illies versammelt Episoden aus Literatur, Kunst und Musik von Januar bis Dezember 2013, S. Fischer Verlag 2012, 19,99 Euro

I. S.

↓ Rebecca Hasenkamp

KAPITEL IV

ASF-Freiwillige berichten

Es gibt immer mehr als eine Wahrheit

Helme, Protektoren und Schlagstöcke, die 50 Demonstranten sehen aus, als ob sie in die Schlacht ziehen. Eigentlich wollte ich Wolle kaufen, doch als ich aus der Metro steige, entdecke ich die Gruppe direkt neben meinem Lieblingsgeschäft. Was wollen sie hier, soweit vom Maijdan entfernt? Ich bin neugierig und frage einen der vermummten Männer. »Im Nachbargebäude ist eine Polizeistation. Dort werden Demonstranten gefangen gehalten, die werden wir jetzt befreien«, erklärt er mir. Während wir reden, kommen immer mehr Menschen auf den Platz. Eine junge Frau tauscht ihr Pelzmützchen gegen einen Bauhelm und ihre Handtasche gegen einen Schlagstock. »Na dann, viel Glück!«, rufe ich noch und gehe in den Laden. Erst später wird mir klar, wie selbstverständlich solche Begegnungen für mich geworden sind. Der »Euromaijdan« ist Alltag.

Wochen später, Dienstag, der 18. Februar, 26 Menschen sind bis jetzt gestorben, die Kämpfe rund um den Maijdan dauern an, es sind die schwersten seit Beginn der Proteste. Ich sitze abends vor dem PC und aktualisiere alle fünf Minuten den Liveticker, mal wieder. Zum Glück habe ich die Metro nach Hause noch bekommen, nun sind alle Stationen im Zentrum geschlossen, mal wieder. Normalerweise lasse ich die vielen verschiedenen Meinungen, die hier alle haben, auf mich einprasseln, und wäge lange ab, bevor ich mir eine eigene bilde. Das Machtchaos, die Verstrickungen einzelner Clans in die Politik sind sehr unübersichtlich. Doch dieser Dienstag ist anders, so viel ist passiert, so viel muss ich verarbeiten.

Wenn mir eine »meiner« Großmütter erklärte, sie möge diese »Banditos« auf dem Maijdan nicht, schließlich sei dieser schöne große Platz jetzt so furchtbar schmutzig: Dann stimmte ich ihr zu. 90-jährige Babuschkas, die die Anfänge der Sowjetzeit, einen Weltkrieg, politische Repression, den Kalten Krieg und das Ende der Sowjetunion miterlebten, haben ausnahmslos immer Recht.

Wenn mir der Großvater beim Eintreten in die Wohnung einen Empfang aus schnell geschrienem Russisch bereitete, blieb ich ruhig und wunderte mich. Nach und nach konnte ich den Grund der Aufregung, die Zusicherung Merkels über finanzielle Hilfe an die ukrainische Opposition, heraushören. Und auch ihm stimmte ich zu. »Von der Bühne des Maijdans schreien sie herunter ›Bringt die Juden und Russen um!‹ Dass ich das noch erleben muss und deine Merkel gibt den Faschisten auch noch Geld! Nach allem, was geschehen ist…«, erboste sich der sonst immer so langsame und freundliche alte Mann. Er überlebte drei verschiedene Konzentrationslager.

Wenn sie in der Kirche, in der ich arbeite, Hilfe beim Suppekochen für die Demonstranten brauchten. Wochenlang harren sie bei Minus 20 Grad und eisigem Wind aus. Als sie mir erklärten, dass Präsident Janukowitsch einfach keine andere Sprache als die der Gewalt verstehe. Sie hätten es nun schon so lange friedlich versucht. Ja, selbst dann sagte ich nur beschwichtigende Worte.

Wenn mir meine Chefin erklärte, dass ich die rechtsextreme Swoboda-Partei nicht so kritisch sehen dürfe, da es viele gute, gemäßigte Menschen in ihr gäbe, blickte ich nur ungläubig. Sie sagte, dass man zwischen rechtsradikal, was schlecht ist, und nationalistisch, wogegen nichts einzuwenden sei, differenzieren müsse. Mein Gesichtsausdruck änderte sich wohl wenig, denn sie fügte eilig hinzu: »Ich kenne sogar eine hohes Mitglied dieser Partei, der auf Knien eine Jüdin anbettelte ihn zu heiraten. Dieser Mann wusste, wer ich bin, denn jetzt sind wir verheiratet.«

Aber als ich vorhin der zarten, kleinen Marina in die Augen sah, hätte ich weinen können. Als Polizisten in die Kirche kamen, um sich aufzuwärmen, zog sie mich und einen anderen Freiwilligen aus dem Gewusel. »Wie kann es sein, dass ich in dieser Kirche den Polizisten Tee und Essen servieren soll? Jenen Menschen, die morgen meine Freunde erschießen?« Wir standen in der Kälte vor der Kirche. Ihre Stimme zitterte: »Wegen einem einfachen Gummigeschoss hat ein Bekannter jetzt nur noch ein Auge.« Die sonst immer so liebreizende Marina berichtete, wie sie einen der Polizisten gefragt hatte, ob er auf sie schießen würde, wenn er morgen den Befehl dazu bekäme. Der Polizist sagte: »Ich habe meine Pflicht! Ich habe Frau und Kinder, die ernährt werden müssen.« Da wurde sie richtig wütend: »Und was glaubst du, für was die Menschen auf dem Maijdan sind? Sie stehen dort für ihre Kinder.«

Wir gingen über den Platz in die nahegelegene Wohnung eines Demonstranten. Menschen mit rußgeschwärzten Gesichtern schleppten Autoreifen zur »Front«, hektisch und in konzentrierter Anspannung zugleich. Frauen pflegten Verwundete oder brachten sie in die Kirchen zu den Ärzten, die freiwillig halfen. Männer schlugen Steine aus dem Boden.

Wie immer in der Ukraine bekomme ich noch während der Begrüßung eine Tasse Tee. Ein Fernseher läuft, Liveübertragung der »Gefechte«. Um mich herum sitzen Demonstranten, wärmen sich kurz auf, nehmen eine Dusche. Die Solidarität untereinander ist groß, auch diese Wohnung ist zum Allgemeingut geworden. Ich schaue in den riesigen Bildschirm, die Bilder sind schrecklich. Neben mir diskutieren Mutter und Tochter. Die Mutter will los, mitkämpfen, sie kann sich nicht hier verstecken, wenn andere ihr Leben

lassen. Sie geht. Die Tochter ist den Tränen nahe. Ich schaue aus dem Fenster, blauer Himmel, die Sonne blendet mich, 700 Meter weiter sterben Menschen.

Am 20. Februar fliegen die anderen ASF-Freiwilligen in Kiew und ich nach Deutschland aus. Der Abstand ist gut für mich. Dennoch denke ich viel an »meine« Ukraine. Gerne würde ich jetzt den Menschen, die mir wichtig geworden sind, beiseite stehen. Ich hoffe, dass ich bald meinen Freiwilligendienst in Kiew fortsetzen kann.

Carina Schweikart, Jahrgang 1993, ist Freiwillige in Kiew. Sie arbeitet in einem Jüdischen Zentrum, betreut Senior_innen und unterrichtet in Schulen.

Nach wochenlangen friedlichen Protesten in der Ukraine gegen die Entscheidung der Regierung, das Assoziierungsabkommen mit der Europaischen Union nicht zu unterschreiben, kam es im Januar und Februar 2014 zu gewaltsamen Auseinandersetzungen mit hunderten Verletzten und Toten.

Die Freiwilligen von Aktion Sühnezeichen haben diese Entwicklungen miterlebt. Einige von ihnen, die auf der Krim und in den östlichen Landesteilen gearbeitet haben, wurden in Absprache mit dem Auswärtigen Amt von uns aufgefordert, ihre Einsatzorte zu verlassen. Die spannungsreiche Geschichte der Ukraine und die Diversität der Perspektiven darauf polarisieren nicht nur innerhalb der Ukraine, sondern auch die internationale Staatengemeinschaft. Die Diskussionen um pro-russische und pro-ukrainische Interessen, um nationalistische und rechtsradikale Strömungen und die Angst vor einem steigenden Nationalismus und Antisemitismus prägen die Arbeit und den Alltag unserer Freiwilligen vor Ort.

Wir sind voller Hoffnung, dass die Proteste und politischen Umbrüche in eine friedliche und für alle Seiten akzeptable Lösung münden. In Gedanken sind wir bei den Ukrainer_innen, unseren Projektpartner_innen und Freiwilligen.

Jugend in Aktion

Der Freiwilligendienst von Carina Schweikart wird durch das Programm Jugend in Aktion im Rahmen des Europäischen Freiwilligen Dienstes gefördert.

Es steht acht zu neun

Jeder Tag beginnt mit einem Ritual: Ich springe die Treppenstufen aus meiner fünften Etage hinab in die erste Etage, öffne die Tür und trete in den Essensraum ein: »God morgen alle sammen!« Jetzt ist es meine Aufgabe den mehr oder weniger hilfsbedürftigen Senioren ihr Frühstück zu servieren. Ich laufe zwischen den Tischen und dem Buffet hin und her, trage havregrøt med syltetøy, belegte Brote, Kaffee und Tee zu ihren Plätzen. Während der ersten Wochen half mir eine Liste, auf der ich mit der Köchin die Frühstücksgewohnheiten notiert habe. Immer wieder kramte ich sie aus meiner Hosentasche und stopfte sie wieder hinein. Doch jetzt kenne ich jeden Wunsch, jede Gewohnheit. Von Kaffee mit oder ohne Milch, mit oder ohne Zucker, Zuckerwürfel oder Süßstoff, von Brot mit oder ohne Kante, mit oder ohne Butter, mit Käse oder irgendeinem anderen Belag, eine große oder eine kleine Portion havregrøt, mit oder ohne Marmelade, Wasser, Apfelsaft oder Kefir, von Obstsorten bis zu den verschiedenen Teesorten habe ich alles im Kopf. Zwischendurch esse ich. Sind die Senioren fertig, decke ich ab, wische die Tische ab, begleite einige der Senioren auf ihre Zimmer. Wir unterhalten uns, ich helfe ihnen sich zu setzen, überprüfe, ob alles da ist: Mobiltelefon, Fernbedienung, Zeitschriften, etwas zum Trinken, Taschentücher. Obwohl ich kaum etwas getan habe, sind sie mir dankbar.

Danach beginnt der Teil des Tages, den ich frei gestalten kann. Zum Beispiel habe ich einen LUDO-Klubb mit einer Seniorin eröffnet. LUDO ist das norwegische Mensch-ärgere-dich-nicht. Es steht 8 zu 9. Wenn das Wetter schön ist und die Straßen nicht glatt sind, gehe ich mit einzelnen Senioren in den Park. Entweder laufen wir eingehakt, ich schiebe den Rollstuhl oder lenke den Rollator ganz sachte mit. So genießen wir die frische Luft, beobachten Leute. Zu meinen Aufgaben gehört ebenfalls, dass ich die Gymnastikstunde vorbereite und begleite, dass ich Senioren, die im Rollstuhl sitzen oder sehr schlecht gehen können, zu Ärzten begleite und an Ausflügen teilnehme. Wir waren schon im Munch-Museum und haben eine Busrundfahrt durch die Stadt gemacht und so das jüdische Oslo entdeckt. Zusätzlich gehe ich jede Woche für die Senioren einkaufen.

Der Freitag ist immer ein besonderer Tag, weil mit Sonnenuntergang Schabbat beginnt. Ich kaufe dafür frische Blumen ein, helfe den Tisch festlich zu decken.

Ganz besonders wichtig bei meiner Arbeit sind die Gespräche und die kleinen Aufmerksamkeiten, die das Leben leichter machen. Ganz besonders interessiert mich natürlich die Zeit vor, während und nach dem Zweiten Weltkrieg. Mir ist bewusst geworden, dass Geschichte hier keine Geschichte ist, wie sie in Büchern steht: sachlich und gefühllos. Hier ist die Geschichte IHRE Geschichte und somit voller Emotionen und Schmerz. Direkte Fragen würden

bei einigen Senioren Wunden aufreißen, die nur schwer und langsam verheilt sind. Wenn überhaupt. Auf andere trifft das nicht zu, sodass ich schon einige unglaubliche Geschichten erfahren konnte.

Das Wichtigste an meinem Projekt ist jedoch, das Leben der Senioren hier im Jødisk Bo-og Seniorsenter so schön wie möglich zu gestalten, ihnen ein wenig Freude zu bringen. Und ich darf mit Stolz betonen, dass mir das schon einige Male gelungen ist:

1. Bei schönstem Wetter habe ich einen Spaziergang mit einer sehr lieben Seniorin, die im Rollstuhl sitzt, gemacht. Sie war schon lange nicht mehr draußen und diese 30 Minuten in knackiger Kälte machten sie glücklich.
2. Als ich meine Kamera zur Kaffee- und Kuchenzeit mit heruntergenommen habe, waren die Senioren begeistert: Auf meine Frage, ob ich nicht ein paar Fotos von ihnen schießen könnte, reagierten sie mit zustimmendem Lachen. So kam es auch, dass ich eine Dame zum Lachen brachte, die zuvor sehr abweisend, kalt und unberechenbar war. Seitdem ist sie viel freundlicher, wirft mir Kusshände zu, wenn ich etwas für sie tun kann.
3. Jeden Morgen überrasche ich eine Seniorin, wenn ich ihr das Frühstück serviere. Sie freut sich unglaublich und bedankt sich überschwänglich.
4. Eine der Seniorinnen hat mir das Stricken beigebracht und ist, glaube ich, sehr stolz darauf!
5. Mit einer anderen Dame kann ich besonders gut spaßen, denn sie hat einen feinen, ironischen Humor. Wie oft haben wir schon laut gelacht, haben flotte Tänze nachgemacht…

Natürlich gibt es nicht nur schöne Momente. Tod und Krankheit sind in einem Altenheim immer präsent. Die ewige Routine des Alltags, die Einsamkeit einiger SeniorInnen und das Altern des Menschen bringen mich zum Nachdenken. Doch darin steckt auch das Wunderbare an meinem Projekt: Es gibt mir die Gelegenheit, wenigstens einen kleinen Teil eines Tages zu verschönern und zu erleichtern. Das Personal hat viel zu tun, doch ich habe dafür Zeit!

Rebecca Hasenkamp, Jahrgang 1995 ist aktuelle Freiwillige im Jüdischen Seniorenheim »Jødisk Bo- og Seniorsenter« in Oslo.

Bundesamt
für Familie und
zivilgesellschaftliche Aufgaben

Der Freiwilligendienst von Rebecca Hasenkamp wird durch das Bundesamt für Familie und zivilgesellschaftliche Aufgaben im Rahmen von IJFD gefördert.

Er lässt mich in sein Leben

Vier Tage in der Woche arbeite ich im Leo Baeck Institute, welches seinen Sitz im zweiten Stock des Arts Two Buildings der Queen Mary University London hat. Das Institut ist ein Forschungszentrum für das deutschsprachige Judentum, hat eine kleine Bibliothek und besteht ansonsten aus zwei Büroräumen. Von hier aus organisieren wir Lectures und Events, sowie die wöchentlichen Vorlesungen und Seminare meines Chefs Dr. Daniel Wildmann an der Uni über »The Germans and the Jews since 1871« (Die Deutschen und die Juden seit 1871).

In den nächsten Monaten werden wir an der Herausgabe des »Leo Baeck Institute Year Book«, dem »Annual Report« und der »Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen« arbeiten. Das heißt konkret für mich: Schreibtischarbeit! Ich muss Einladungen verschicken, Gästelisten schreiben, unsere Webseiten managen, Handouts und Präsentationen für Vorlesungen vorbereiten, Telefongespräche führen und bei der Vorbereitung und Durchführung von Events helfen.

Jeden Freitag mache ich mich gegen elf Uhr morgens auf den Weg quer durch London zu Herrn K., einem 95 Jahre alten Holocaust-Überlebenden. Diese Besuche werden von der Association of Jewish Refugees organisiert und stellen eine schöne Abwechslung zu meinem Büro-Alltag im Leo Baeck Institute dar.

Carol Hart, die für die Association of Jewish Refugees in London arbeitet, stellte uns gleich zu Anfang ihre Arbeit vor und sprach mit uns Freiwilligen, die eine oder einen Überlebenden besuchen würden. Sie erklärte mir, dass ich einen älteren Herrn besuchen werde. Er sei freundlich, aber nicht sehr offen gegenüber Neuem. Carol war sich nicht sicher, ob er nach einem ersten Treffen Interesse an weiteren Besuchen haben würde. So machte ich mich also voller Neugierde auf zu Herrn K. Es stellte sich heraus, dass alle Bedenken umsonst waren: Herr K. ist sehr freundlich, erzählt viel und gerne über sich, seine Vergangenheit, seine Familie und Alltägliches, und wir verstehen uns beide sehr gut.

Ich war erstaunt, dass er mir gleich beim ersten Treffen zu zweit – beim ersten Besuch waren Carol und sein Sohn anwesend – seine Lebensgeschichte anvertraute, mir Fotos zeigte und ganz offen mit mir redete. Ich lauschte mit größtem Interesse und Aufmerksamkeit seinen Worten und musste ihm dabei immer wieder versichern, dass er mich kein bisschen langweile. Wir sitzen immer im Breakfast Room, wie Herr K. es nennt. Ich trinke Kaffee, er

trinkt Tee. Wir essen Schokokekse und ich erzähle von meiner Woche und Alltäglichem, wir spielen Karten oder ich lese ihm etwas vor.

Mir ist bewusst, dass ich etwas sehr Kostbares und nicht Selbstverständliches erleben darf: Ein Mensch, der mich nicht kannte, lässt mich in sein Haus, in seine Welt. Ich könnte es gut verstehen, wenn Herr K. zu Anfang distanziert gewesen wäre oder mir nichts Persönliches erzählen wollte. Stattdessen hat er mich in sein Leben gelassen und ich bin ihm sehr dankbar dafür.

Melina Stainton, Jahrgang 1995, ist seit September 2013 Freiwillige im Leo Baeck Institute London.

Bundesamt
für Familie und
zivilgesellschaftliche Aufgaben

Der Freiwilligendienst von Melina Stainton wird durch das Bundesamt für Familie und zivilgesellschaftliche Aufgaben im Rahmen von IJFD gefördert.

Postkartenset

Der Schriftsteller und Dichter Volker von Törne (1934-1981) veröffentlichte seinen ersten Gedichtband 1962. In diesem Jahr begann auch seine Tätigkeit für Aktion Sühnezeichen West, deren Geschäftsführer er von 1962 bis zu seinem Tod war. Törnes Themen waren die Deutschen und ihre Geschichte, die Verantwortung für Gegenwart und Zukunft, der Aufbau einer gerechten und menschenwürdigen Welt.

1 Karte 1 Euro /
Set mit 6 Karten 5 Euro /
zzgl. Versandkosten

Bestellungen
im Infobüro (030) 283 95 – 184 /
infobuero@asf-ev.de
oder per Bestellformular unter
www.asf-ev.de/webshop

Kollektenbitte

für die Aktion Sühnezeichen Friedensdienste in Israel

In Zeiten hochprofessionalisierter gesellschaftlicher Spendenkampagnen, die sich an die humanitäre Solidarität wenden, richten wir noch immer unsere Bitte an eine christliche Kardinaltugend, die Mildtätigkeit. Wir bitten um Ihre milde Gabe. Die Notwendigkeit dieser Gabe liegt uns buchstäblich vor Augen: Sie betrifft die Arbeit unserer Freiwilligen in allen Ländern, die während des Zweiten Weltkrieges unter deutscher Okkupation litten wie auch die Begleitung Überlebender, die von dort fortgezogen sind nach Israel und in die USA. Die Arbeit mit Holocaust-Überlebenden, ehemaligen Zwangsarbeiter_innen, von bösen Erinnerungen heimgesuchten alten Menschen, traumatisierten Kindern, Flüchtlingen, psychisch schwer verletzten Menschen und Obdachlosen prägt weiterhin den Alltag unserer Freiwilligen. Die Begleitung der Schulklassen beim Besuchen der Gedenkstätten, die Mitarbeit in Antirassismus-Initiativen verlangen von den rund 450 Freiwilligen offene Zuwendung und große Lebensdisziplin, die wir mit Respekt wahrnehmen. Friedens- und Versöhnungsarbeit ist auch eine schwere Geduldsarbeit – sie bestimmt sehr oft den weiteren Lebens- und Berufsweg unserer Freiwilligen.

Wir erbitten Ihre Unterstützung, auf dass diese Arbeit am Frieden und an der Versöhnung weiterhin gestärkt werden kann.

Dagmar Pruin und Jutta Weduwen
Geschäftsführerinnen der Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

DZI Spenden-Siegel

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V.
Auguststraße 80 / 10117 Berlin

Spendenkonto: Bank für Sozialwirtschaft
Konto 31 137 00 – IBAN DE68 1002 0500 0003 1137 00
BLZ 100 205 00 – BIC BFSWDE33BER

Informationen zu unserer Arbeit finden Sie auf: www.asf-ev.de

Autor_innen, Bild- und Fotonachweise

Autor_innen

Prof. Dr. Dr.hc. Dr.hc. Eberhard Busch, Theologe, Friedland

Hadas Cohen, Juristin aus Israel, beendet zur Zeit ihre Promotion an der New School Universität in New York.

David J Fine, PhD, ist Rabbiner am Temple Israel and Jewish Community Center in Ridgewood, New Jersey (USA), und lehrt Jüdisches Recht am Abraham Geiger Kolleg und Zacharias Frankel Kolleg an der Universität Potsdam. 2012 erschien sein Buch *Jewish Integration in the German Army in the First World War*. Berlin: De Gruyter 2012.

Dr. Martin Heimbucher, Kirchenpräsident der Evangelisch-reformierten Kirche

Gisela Kittel, Theologin, 1971 – 1977 Professur an der Pädagogischen Hochschule Westfalen-Lippe (Siegen) für »Evangelische Theologie und ihre Didaktik (Schwerpunkt Altes Testament)«; 1981 – 2005 in Bielefeld

Dr. Dagmar Pruin, Pfarrerin, konzipierte 2007 an der Stiftung Neue Synagoge Berlin /Centrum Judaicum das deutsch-amerikanisch-jüdische Begegnungsprogramm *Germany Close Up*; gemeinsam mit Jutta Weduwen Geschäftsführerin von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste; Kontakt: pruin@asf-ev.de

Helmut Ruppel, Pfarrer und Studienleiter i. R., Presse- und Rundfunktätigkeit, näheres www.helmut-ruppel.de, seit 2007 Redaktion der »ASF-Predigthilfe«, Kontakt: h.m.ruppel@gmx.de

Ingrid Schmidt, M. A., Gymnasiallehrerin i. R. und Dozentin in Kirchlicher Erwachsenenbildung, seit 2007 Redaktion der »ASF-Predigthilfe«, Kontakt: ille.schmidt@arcor.de

Jutta Weduwen, Soziologin, gemeinsam mit Dagmar Pruin Geschäftsführung von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V., Kontakt: weduwen@asf-ev.de

Klaus Wengst, Dr., Prof. em., Lehrstuhl für Neues Testament in Bochum von 1981 bis 2007, Lehraufenthalt in Jerusalem, kontinuierliche Mitarbeit beim Ev.Kirchentag

Bild- und Fotonachweise

Titelbild: Friedl Dicker-Brandeis »Ansicht von Theresienstadt«, 1943/44, Wasserfarben auf Papier, , 30 x 44 cm, Simon Wiesenthal Center, Los Angeles

Seite 15: Friedl Dicker-Brandeis in Hronov, Photographie, um 1940, Simon Wiesenthal Center, Los Angeles

Seite 17: Friedl Dicker-Brandeis, Porträt eines Mannes, 1943/44, Wasserfarben auf Papier, 44 x 30 cm, Simon Wiesenthal Center, Los Angeles

Seite 39: Friedl Dicker-Brandeis, Bühnenbild und Kostümentwurf (möglicherweise für »Ein Mädchen reist ins Gelobte Land«), 1943, Gouache auf Papier, 27,5 x 42 cm, Simon Wiesenthal Center, Los Angeles

Seite 44: Friedl Dicker-Brandeis, Blumenstrauß mit Schlüsseln, 1944, Wasserfarben auf Papier, 39 x 28 cm, Simon Wiesenthal Center, Los Angeles

Seite 51, 55, 60, Umschlagrückseite: ASF-Archiv

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Herausgeber: Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V. | Auguststraße 80 | 10117 Berlin
Telefon (030) 283 95 – 184 | Fax (030) 283 95 – 135 | asf[at]asf-ev.de | www.asf-ev.de
Spendenkonto: Bank für Sozialwirtschaft | Konto 31 137 00 – IBAN DE68 1002 0500 0003 1137 00 | BLZ 100 205 00 – BIC BFSWDE33BER
Redaktion: Dagmar Pruin, Helmut Ruppel, Friederike Schmidt, Ingrid Schmidt, Christian Staffa
Gestaltung: Anna-Maria Roch | Druck: Westkreuz Druckerei Ahrens KG, Berlin
Auflage: 6.000 Stück | Ausgabe: April 2014
Titelbild: Friedl Dicker-Brandeis »Ansicht von Theresienstadt«, 1943/44

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Ihre Hilfe kommt an! Bitte unterstützen Sie uns.

Wir verwenden Ihre Spenden und Kollekten für ...

... einen aktiven Beitrag zu einer Gesellschaft, die aus dem bewussten Umgang mit der NS-Gewaltgeschichte wächst.

... Begegnungen über Grenzen hinweg.

... den Ausbau von internationalen Freiwilligendiensten als Möglichkeit interkultureller Bildung und Verständigung.

... den langen Weg zu einem gerechten und umfassenden Frieden, der über die Veränderung der einzelnen Menschen und der Gesellschaft führt.

... den Einsatz gegen heutige Formen von Antisemitismus, Rassismus und Ausgrenzung von Minderheiten.

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V. | Auguststraße 80 | 10117 Berlin
Telefon (030) 283 95 – 184 | Fax – 135 | asf[at]asf-ev.de | www.asf-ev.de
Spendenkonto: Bank für Sozialwirtschaft Berlin | Konto 3 113 700 –
IBAN DE68 1002 0500 0003 1137 00 | BLZ 100 205 00 – BIC BFSWDE33BER